P. o. germ.
651
c 12

P. o. germ. 651^c (2

<36602765570013

<36602765570013

Bayer. Staatsbibliothek

Nachträge

zu

den Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, während der Jahre 1790 bis 1818.

Von

Franz Horn.

Für die Besitzer der ersten Ausgabe besonders abgedruckt.

Berlin, 1821,
bei Theodor Christian Friedrich Enslin.
(Breite Straße Nr. 23.)

13 Ex

P. o. germ. 651 c/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

B

Inhalt.

Dem Leser.
Louise Brachmann.
F. A. Krummacher.
Ernst Schulze.
Theodor Hell.
Ernst von Houwald.
Der Verfasser von Wahl und Führung.
Andeutungen vermischten Inhalts.
Anhang.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Dem Leser.

Schriften, wie diese Umrisse, dürfen nie auf materielle Vollständigkeit Anspruch machen, sollen aber der ideellen Vollständigkeit sich immer mehr zu nähern suchen. Um nun diese Annäherung möglichst zu befördern, habe ich für meine Pflicht gehalten, jetzt einige wohlgemeinte Zusätze zu geben, die von Zeit zu Zeit erweitert und fortgesetzt werden können. Sie enthalten zuvörderst Bemerkungen über einige Dichter, welche früherhin in diesem Buche fehlten, weshalb ich diese Andeutungen mit aufrichtiger Freude hier nachtrage. Aber auch jetzt fehlen noch die Namen mancher Autoren, und so wird es vermuthlich immer sein, so wie ohne Zweifel selbst in dem trefflichen Katalog der Helden, die vor Troja kämpften, der edle Vater Homer doch wohl manche wider seinen Willen mag übergangen haben. Kann ich aber meine unfreiwilligen Auslassungen mit einem solchen Schilde decken, wie sicher fühle ich mich dann!

Manche Vorwürfe über einzelne Auslassungen sind mir selbst zu Ohren gekommen; aber bei einigen konnte ich den Fehler nicht finden. Ich kenne einige kleine Städte,

Flecken und Dörfer, die ihre Leibdichter haben, was ich so- wohl den Städten, als den Dichtern herzlich gönne, und wobei ich bloß bitte, daß mir verziehen werde, wenn sie nicht auch meine Leibdichter sind. Andere Dichter, denen es nicht so gut wird, von ganzen Städten oder Städtchen gefeiert zu werden, sind mitunter muthig genug, sich selbst zu ihren eigenen Leib-, Geist- und Herzdichtern zu erheben, und es halten dieselben so erstaunlich viel von sich selber, daß meine Kritik darin nicht ganz würde nachkommen können.

Wahrhaft treffliche und ausgezeichnete Dichter, die hier dennoch fehlen, werden mir aber gewiß am wenigsten zür- nen, sondern heiter bedenken, daß ich sie nur erst recht tüch- tig habe studiren wollen, ehe ich sie beurtheilen mag: eine Billigkeit, die zwar nichts weiter ist als — billig, doch, wie die Sage geht, nicht sehr häufig gefunden wird.

Es folgen sodann vermischte Bemerkungen über die neuesten Ergebnisse und Richtungen unserer Literatur in den verschiedenartigsten Hinsichten, denen ich eine gute Theil- nahme wünschen möchte, da sie wenigstens aus einem wohl- meinenden Gemüthe entsprungen sind.

Mit einigen Namen, die dabei genannt werden, wird der Leser hoffentlich zufrieden sein; die er nicht findet, ste- hen zum Theil zwischen den Zeilen, und ich weiß, es macht ihm Vergnügen, auch zwischen den Zeilen zu lesen.

Indem ich nun diese kleinen Fragmente und Andeutun- gen dem Publikum übergebe, glaube ich sehr einfacher Weise: Einige Leser werden sie lieben — denn wie sollte ich so manches günstigen, mich innig erfreuenden Urtheils nicht gedenken? — andere werden sie nicht lieben; die mögen, bitte ich, redlich und tüchtig dagegen kämpfen, und meines Dankes versichert sein. Dabei kann nur Gewinn heraus kommen.

Diese Fragmente sehen zuweilen aus wie schwimmende Inseln, was an und für sich kein Unglück wäre, da wir ja alle, die den Ovid lesen, wissen, daß selbst die Insel Delos einst eine schwimmende war, bis sie sich endlich auf Jupiters Geheiß festsetzte, um der herumirrenden Latona eine Zuflucht zu gewähren, wo sie den Apoll und die Diana gebar. Eine solche unsäglich vornehme Insel wird man hier nicht finden; auch möchte wohl der ganze Vergleich auf diese Fragmente nicht passen, die eher einem Streifchen festen Landes gleichen, dessen einzelne Theile fast gleichmäßig bebesäet, nnd nur durch verschiedene Einfassungen getrennt, ihren Zusammenhang unter einander leicht darlegen.

Mögen die geliebten Deutschen meinen redlichen Bemühungen günstig bleiben.

Berlin, am 20. Februar 1821.

Franz Horn.

Louise Brachmann.

Wir haben uns wohl alle schon oft der Worte gefreut, die der Dichter seinem Egmont giebt, daß das Leben eine schöne freundliche Gewohnheit sei des Daseins und Wirkens; und wohl können wir die schmerzliche Empfindung theilen, mit der den Helden der Gewaltstreich erfüllt, durch den überrascht, er von jener süßen Gewohnheit scheiden soll. Wenn aber das Leben wenig ist ohne die Kunst, so ist die Kunst gar nichts ohne das Leben, und so findet sich auch leicht die Anwendung jener Worte auf die künstlerische Thätigkeit, und so mag uns dieser Gedanke kommen, wenn wir der

Schriftstellerin gedenken, deren Namen wir so eben aufgezeichnet haben.

Irre ich nicht, so war ein Gedicht an Novalis (welches in dem Taschenbuche Luna für 1805 zu finden ist) das erste, wodurch sie eine nicht geringe Theilnahme bei den sinnigen Lesern erweckte, und wohl darf ich sagen, daß, da ich mich einmal daran erfreute, und diese Freude eine ächte war, auch heut noch kein Ende derselben gekommen ist.

Es ist wahr, jenes Gedicht hat einige Mängel im Einzelnen, und in manchen Zeilen wollte die Sprache nicht gehorchen, so daß in einem solchen Falle viel weniger gesagt wurde, als es zu sagen wünschte, allein das störte nicht sehr; denn abgerechnet, daß eine rein kindliche Liebe und Ehrfurcht, wie sie hier spricht, sich selbst in ihren Ausdrücken nie genug thun kann, so war das Ganze ein schönes Gemälde von dem früh geschiedenen Jüngling, dessen Fackel auch der Dichterin geleuchtet.

Seitdem ist Louise Brachmann alle Jahre mit mannigfaltigen poetischen Gaben erschienen, denn es hat auch an ihr die schöne freundliche Gewohnheit des Schaffens und Bildens, von der man nicht lassen kann, sich bewährt.

Es ist manches darunter mit Dank empfangen worden, da es vermuthlich auch Genuß gewährte, aber einen dauernden Eindruck scheint es doch nicht häufig bereitet zu haben. Um so mehr dürfte es zweckmäßig sein, auf eine kürzlich erschienene Novelle aufmerksam zu machen, welche einen fast ganz reinen Genuß bietet, und eben deshalb auch in dem ungeheuren Gewühl von Novellen, die uns jede Messe spendet, nicht möge übersehen werden. Sie steht in einem Buche, welches die Aufschrift führt: „Schilderungen aus der Wirklichkeit" mit welcher wir unmöglich einig sein können, da die Wirklichkeit als etwas Gemachtes und eben deshalb täg-

lich zu veränderndes und veränderliches, mit der Poesie gar nichts zu thun hat, die es ewig nur mit dem rein Realen, d. h. der Wahrheit, im Gegensatze des Wirklichen, hält. — Die Novelle heißt: „Die Mädchen am Feldbrunnen,“ und ist besonders deshalb als ein anziehendes Kunstwerk zu betrachten, weil hier drei ernst bedeutsame Gemälde, deren Halbdämmerung der Deutlichkeit nicht schadet (ich meine Rosa's, Clara's und Maria's Erzählung) auf einem hellen, freundlichen Grunde hervortreten, da sonst leider gar manche Dichter grau in grau zu zeichnen pflegen. Wie leicht wäre es gewesen, diese drei Jungfrauen selbst in die Welt der Wunder hineinspielen, und von ihr erfassen zu lassen, und nicht wenige Dichter würden geglaubt haben, gerade dadurch den Eindruck zu erhöhen, und die Sache poetischer zu machen. — „Poetischer“, in diesem Worte liegt eben der Irrthum, denn es giebt nichts „poetischeres“ und „poetischstes,“ sondern nur ein poetisches, und jener böse Comparativus und Superlativus sind gerade die Irrlichter, die manchen sonst so reich Begabten in die nebligen Sümpfe des Gräßlichen und Widerlichen geführt haben. Die finstere Macht des Geisterreiches hat nur Theil an dem, der sich ihr hingiebt und ihren Lockungen nicht widersteht (Makbeth), aber die reine Imogen (in Shakspears Schauspiele Cymbelin) geht wie eiu heiterer Engel siegend hindurch. Möchten das unsere Dichter und Dichterinnen wohl bedenken, denn der Gedanke ist einfach bewahrend, und kann auch auf diese angenehme Novelle einige Anwendung leiden.

F. A. Krummacher.

Noch vor wenigen Jahren lebte ein Mann unter uns, den ich leider nie gesehen, der aber sehr lebendig vor mir steht, da ich seine Schriften wohl kenne, und größtentheils, das heißt hier: mit Ausnahme einiger Blätter, innig liebe. Diese Schriften haben das Eigene, was eigentlich alle Schriften haben sollten, daß sie nämlich durchaus nur von dem Einen, der sie wirklich verfaßt hat, verfaßt werden konnten. Das ist aber freilich in unserer Literatur gar nicht häufig der Fall, denn in den meisten Schriften höre ich nur einen tönenden Mund — er tönt mitunter ziemlich gut — aber ich sehe kein lebendiges Auge, und das wollen wir doch alle gern sehen.

Jener Mann nun, den ich nie sah und doch sehe, hieß Mathias Claudius, und wie er denn sehr demüthig war, so gab er sich in seinen Schriften keinen höhern Titel, als den eines Boten von Wandsbeck. Das Geschäft eines Boten ist wohl nicht eigentlich ein vornehmes, doch wer gesund und frisch ist, für den mag es auch wohl viel angenehmes haben. Dieser Bote begann mit seinem Stabe eine Reise durch Deutschland in einer Zeit, die man in mancher Hinsicht gar nicht sehr loben kann, sondern oft recht sehr tadeln muß. Es hatten sich nämlich damals sehr viele Menschen einreden lassen, sie wären weit klüger als ihre Vorfahren, z. B. die aus dem siebzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Von dem, was jene mühsam erstrebt hätten, sei gar manches doch nur schwerfällig und unbrauchbar, und anderes erwerben sie (die Neuen) jetzt fast spielend, und wie im Umsehen. Sie nannten sich selbst, was eigentlich gegen die Bescheidenheit läuft, „aufgeklärte Leute," und ihr Jahr-

hundert „das philosophische." Sie waren oft sehr lustig, und meinten, das ganze Leben sei gar nicht darnach, um sich mit sonderlichem Ernst zu behelligen, und so kam es denn, daß einer solchen Lustigkeit nicht selten eine recht schlimme Traurigkeit dicht zur Seite stand. Dann nannten sie wohl das ganze Leben ein jämmerliches Ding — einer der größesten dieser Unglücklichen, ein sehr verstandreicher, talentvoller und rechtlicher Mann bedient sich sogar für das Leben, welches doch etwas heilig-heiteres und göttliches ist, eines so argen Beiworts, daß ich mich scheue, es zu wiederholen, und viele andere machten kränkliche Elegien, in denen sie Fragen und Klagen aufwarfen, für die sie gar keine Antwort hatten, während andere hinzusetzten, es gebe auch gar keine Antwort dafür, und schon Horaz habe ja deutlich genug erklärt, daß am Ende alles auf Staub und Asche hinauslaufe.

Das jammerte nun den braven Wandsbecker Boten, und er verkündete eine bessere Weisheit, die wohl aushielt in Freude und Schmerz und Noth und Tod, und obwohl manche ihn für einen argen Schwärmer erklärten, so hörten doch auch viele auf ihn, entsagten dem thöricht-hochmüthigen Wesen und sammelten sich wieder wie reuige Sünder um den ewigen Lehrer Christus, auf den Mathias immerhin verwiesen hatte, als den Einzigen, der nie irrt. So lebte und schrieb der Bote, und es war wunderbar mit dem, was er gab; denn wiewohl sonst gar manche Bücher, zuweilen auch solche, die mit viel Verstand und Talent geschrieben worden, nach und nach veralten, so gerade umgekehrt bei ihm; denn die seinigen werden, fast möcht' ich so reden, alle Tage jünger, und sehen uns mit hellen Kinderaugen an, in denen sich die Welt, und was ihr Noth thut, am reinsten abspiegelt.

Dann schien auch endlich eine bessere Zeit — wenigstens in einer Hinsicht besser — sich zu näheren, und als es endlich mit dem Boten zum Sterben kam, da klärte sich erst recht auf, wie sehr ihn seine Landsleute geliebt hatten, und wie sie nun immer mehr begreifen lernten, was sie in ihm verloren. Während seines Lebens war ihnen der Mann doch mitunter gar zu unscheinbar, und kindlich im Scherze wie im Ernst, vorgekommen; denn es wird manchem schwer zu begreifen, daß Poesie und Sinnigkeit am liebsten als Kind unter den altklugen Menschen auftritt; doch, wie gesagt, in seinen letzten Lebensjahren und insonderheit bei der Nachricht von seinem Tode ging nicht wenigen der Sinn und das Auge auf, und man hätte ihn gar gerne wiedergehabt.

Da sah man sich auch wohl um, ob nicht irgendwo einiger Ersatz zu finden sei (in so weit davon die Rede sein kann, da allerdings im tiefern Sinne jeder Mensch, der nur sich selbst gleich ist, unersetzlich genannt werden darf); und für diejenigen, die ihn noch nicht gefunden haben, möchte ich den Mann nennen, dem wir außer andern lieben Gaben die schönen Kinderbücher „der Sonntag" und „der Christtag" verdanken. Es braucht eben kein Erwachsener uud wohl gemachter Mann zu erschrecken, daß ich ihm hier zwei Kinderbücher nenne, denn es kommen auch einige wohl erwachsene, löblich gebildete, obwohl nicht gemachte Personen in diesen Büchern vor. Sie zeigen sich besonders darin sehr gebildet, daß sie fröhlich eingesehen haben, man müsse wahrhaft und in der That werden wie die Kinder, wenn man sich des Erdengrüns und des Himmelblaues recht erfreuen wolle. Die Frömmigkeit des Verfassers ist überhaupt eine sehr ächte, denn sie ist fröhlich und poetisch, und wenn auch seine Menschendarstellung sich nur auf einen klei-

nen, fast nur idyllischen Kreis beschränkt, so ist doch dieser Kreis in sich selbst eine bedeutsame Welt, in die zu schauen erfreulich und nützlich ist. Es giebt in unserer Zeit bekanntlich nicht wenige Menschen, deren Bildung in die Breite geht, oder deren ganzes Wesen etwas Zerfahrenes und Verschwommenes hat, oder die vor lauter Schreien nicht zum Reden, oder vor lauter Reden nicht zum Reflektiren, oder vor lauter Reflektiren nicht zum Handeln gelangen können, und die dennoch in stillen Stunden ihre eigene Vortrefflichkeit fast überschwänglich finden, und, mit sich selbst liebäugelnd, den Vorsatz fassen, künftighin ein wenig nachzulassen in der Tugendhaftigkeit, um nicht zu früh als goldgeflügelte Erzengel fortzuschweben; allein diesen und ähnlichen Personen möchte es wohl ungemein dienlich seyn, wenn man sie einmal zu dem in jenen Büchern geschilderten wackern Meier in die Schule schicken dürfte, damit sie unter andern auch erführen, daß sinnige Gemessenheit und ordnungsvolle Concentration ein guter Weg zur wahren Poesie sei.

Der Parabeln des Verfassers brauche ich nur im Fluge zu gedenken, da man sie häufig als Muster in die Sammlungen auserwählter Poesien aufgenommen hat. Sie sind nicht alle von gleichem Werth, und es scheint überhaupt, als eigne sich der Geist des Dichters besser für die Darstellung des veredelten Familienlebens, als für Erfindungen dieser Art, obwohl allerdings einigen derselben ein gebührendes Lob zukommen muß. Manchen Sammlern haben sie wohl auch um deswillen Freude gemacht, weil sie sich früherhin bei dem Abschnitte Parabel fast nur auf Herder beschränken mußten, der hier, wie oft, einsam stand; nun aber hatten sie doch einen Zweiten mit bei zu rangiren.

In den neuesten Zeiten hat Krummacher, mit Recht theilnehmend an den höchst bedeutenden Vossisch-Stolbergi-

schen Streithandel, im Namen und in der Manier des durch den Wandsbecker Boten wohl bekannten sehr lieben Vetter Andres, ein Werkchen geliefert, das jene Verwandtschaft mit Claudius sichtbar genug zur Sprache bringt. Vermuthlich würde Andres einiges (doch keinesweges alles) was K. in diesem Briefe gesagt hat, auch zur Sprache gebracht haben, und zwar in ähnlicher Manier. Da aber diese Manier ihm ganz eigenthümlich und deshalb nothwendig ist, so ist sie bei ihm keine Manier; wohl aber bei K., der sie, wenn auch mit ziemlichem Glücke, nachahmt: er, der zum Nachahmen viel zu gut ist.

Noch ist bei K. ein Talent, das Claudius in erfreulichster und bescheidenster Fülle besaß, nicht völlig durchgedrungen, das Talent des reinchristlichen Witzes, der Ironie und des Humors. Schöne Spuren davon zeigen sich häufig genug; aber es scheint mitunter doch, als lasse er hier, der Schwachen wegen, eine zu zarte Schonung walten.

Nicht blos in die Gesnerische Idyllen, sondern auch in die sinnigeren und tieferen Krummacherschen Werke möchte ich zuweilen einen Wolf hineinlassen, damit das ächte Lamm, das uns oft mit Glück gezeigt wird, auch seine reine Löwennatur an den Tag legen könnte, wozu es jetzt nur selten Gelegenheit hat. Die Vereinigung aber des Lammes und des Löwen giebt den christlichen Witz, mit dem sich jene Wölfe am besten bekämpfen lassen. Nach dem bestimmten Kampfe wird sich dann der Humor doch nicht unbeschäftigt fühlen, denn bekanntlich endigt in der geistigen Welt jeder Kampf nur um einen neuen zu veranlassen, wobei wir jedoch nie ermüden, noch viel weniger verdrießlich werden können, da wir des ewigen Sieges gewiß seyn dürfen.

Zur Erholung möge noch des Umstandes gedacht werden, daß einmal ein Recensent erklärte, die oben angeführ-

ten Schriften seien zwar im Allgemeinen nicht übel, doch die meisten der hier geschilderten Menschen gar zu fromm.

Vermuthlich dachte sich der Mann bei diesem Tadel gar nichts schlimmes, sondern wollte nur etwas sagen, das den aufgeklärten und erfahrnen feinen Weltmann bezeichnen sollte, doch verdient die Ungründlichkeit getadelt zu werden, der zufolge er vergaß, das Maaß der Frömmigkeit zu bestimmen, welches er sich etwa gefallen läßt, das man aber nicht überschreiten darf, ohne seinen Beifall zu verscherzen.

Ernst Schulze,

geb. 1789 in Celle im Hannöverischen, gest. 1817.

Es ist schon einige male in dieser Schrift bemerkt worden, daß der Tod eine reinigende Kraft hat, insonderheit bei den Dichtern, und am meisten bei den Deutschen. Unsere lieben Landsleute vergessen zuweilen, ihre ausgezeichneten Dichter, indem diese in guter Gesundheit an ihnen vorübergehen, zu grüßen, und wenn sie sich dann endlich erinnern, daß es doch wohl gut sei, das Haupt freundlich zu neigen und die Hand zu bieten, so sind jene schon längst vorüber, und die entgegengesetzte dunkle Straße hinaufgegangen.

Die ernste Bemerkung drängt sich auch hier bei dem gefeierten Dichter der bezauberten Rose und der „Cäcilie" auf. Wie wäre es, wenn er noch lebte? oder wohl gar ein langes Leben versprochen hätte? Vielleicht würde man seine Gedichte kaum gelesen haben, denn es ist nicht zu leugnen, daß ein großer Theil des Publikums, fast satt geworden, in eine

unerquickliche Versescheu verfallen ist. Kommt nun vollends ein junger Dichter, von dem man nichts weiß, als daß er Ernst Schulze heißt, mit einer Cäcilie in zwanzig langen Gesängen, so erklären Manche ganz unverholen, das gehe doch über alle Gebühr, und so etwas auszulesen fehle die Zeit, obwohl diese Klagenden mitunter unglücklich genug sind, nicht zu wissen, wo sie mit ihrer langen zähen Zeit hinsollen. Einige Kritiker hätten etwa drei Jahre nach der Erscheinung des Werks — früher hatten sie nicht Muße — ein wenig in demselben geblättert, und nach dem Blättern versichert, es seien hie und da Spuren von Talent anzutreffen; doch fehle es dem Dichter an Kenntniß des wirklichen Lebens und der Menschen, der Menschen nämlich, meinen sie im Stillen, wie sie gewöhnlich auf den Straßen herumgehen. Die prosaische Wahrscheinlichkeit, mit der sich auch die kühnste Poesie nicht entzweien dürfe, werde überall verletzt.

Dies und noch viel Aehnliches würde man an ihm ausgesetzt haben, und — hat es an ihm ausgesetzt, wobei die Aussetzenden das schöne Gefühl hegten, daß sie selber das wirkliche Leben und die wirklichen Menschen weit besser kannten; nur freilich in der Poesie nichts damit anfangen konnten. Sie irrten aber selbst in jenem Glauben an ihre Kenntniß.

Allerdings ist es wahr, daß der Dichter die Menschen und das Leben — das wahre meine ich; mit dem wirklichen würde es sich wohl gefunden haben — bei weitem nicht genug kannte; doch wurde dieser Mangel weniger durch seine kurzen Lebensjahre als durch den Umstand erzeugt, daß er, ausgestattet mit nur weniger Schöpferkraft, überhaupt kein Dichter im höheren Sinne des Wortes war. Der mit entschiedener Schöpferkraft ausgestattete Dichter ist immer

ein

ein Menschenkenner, eben weil er ein Dichter ist, und Shakspear, Göthe und Jean Paul haben das in ihren frühesten Werken („der Liebe Mühe ist umsonst,“ „Göz von Berlichingen,“ „unsichtbare Loge,“) eben sowohl gezeigt, als in ihren späteren.

Dennoch bleibt dem früh vollendeten Ernst Schulze noch ein großes Lob. Er hatte die Kraft, seine Geliebte, die in früher Jugend ihm gestorben war, sich dennoch nicht sterben zu lassen; und wohl dem Menschen, welcher vermag, auf diese Weise dem Tode den Sieg zu rauben. Mit Recht hat man, obwohl diese Dichter unendlich verschieden sind, an Dante und dessen geliebte Beatrice erinnert; ich möchte noch lieber auf Flemmings Sterbesonett hindeuten, wo es am Schlusse heißt:

> Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde:
> Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben?
> An mir ist minder nichts das lebet als mein Leben.

Wer könnte diese Worte ohne innige Liebe und Andacht vernehmen? aber sollte es nicht fast noch schwerer sein, mit Wahrheit auszurufen, und es durchzuführen durch das ganze Leben:

> „An ihr ist minder nichts das lebet als ihr Leben —?“

Das Ausgezeichnete an dem Schulzischen Gedicht ist schon häufig zur Sprache gebracht worden, da, wie gesagt, der Tod dem Neide gewehrt hat; darum darf ich hier auf die Fehler aufmerksam machen. Sie gehen hervor aus einer seltsamen theorielosen Theorie, die ein nüchterner Lehrer ihm beigebracht, ein Lehrer, der, als Literarhistoriker schätzbar, doch nach manchen ermüdenden Umtrieben in der Philosophie und Aesthetik, zuletzt über seinem eigenen philosophisch-ästhetischen Wollen und Nichtwollen dem Einschlummern nahe gekommen ist, — aus dem Mangel an Concentration, wodurch der Dichter nicht selten

der Breite anheim fällt, aus der Hinneigung zu einem nicht immer glücklichen Vorbilde (Wieland), vorzüglich aber durch ein übergroßes Vertrauen zu einem an sich höchst schätzbaren Talent, der Sprache anmuthigen Wohllaut des Reimes zu ertheilen. Dieser Wohllaut verführt ihn mitunter zur Zerflossenheit, und es giebt manche sogenannt wohlklingende Stellen in seinen Schriften, die auf den Leser wirken, wie eine sanfte melodieuse, aber dünne, oder gar inhaltlose Musik.

Dennoch wollen wir ihn freudig lieben. Er verdient es in vollem Maaße weil sein Leben Liebe war, und seine Poesie Eins mit seinem Leben und seiner Liebe.

Theodor Hell.

Dieser Schriftsteller, der schon seit mehreren Jahren in unserer Literatur mit häufigem Lobe genannt wird, scheint sich besonders dem Drama zuzuneigen, welches, wie wir alle wissen, jetzt in Deutschland am meisten geliebt wird, vielleicht weil überhaupt die Schauspielkunst die begünstigtste aller Künste bei uns ist. Er zeigt bekanntlich für das Lustspiel ein nicht geringes Talent, das um so angenehmer wirkt, da wir sehen, daß es ihm nicht um den Beifall der Menge zu thun ist, welcher Hamlet ein quos ego zuruft, sondern um die Theilnahme des feinern und gewandtern Theils des Publikums.

Da ich vielleicht nicht alles von Th. Hell gelesen, so sei mir erlaubt, hier nur eines ganz kleinen neuen Lustspiels zu gedenken, das der Verfasser selbst mit rühmlicher Bescheidenheit zu betrachten scheint. Es führt die Aufschrift „Der

Segen der Eifersucht" und dürfte schon um deswillen Auszeichnung verdienen, weil hier wirklich eine Spur von jener Ironie waltet, die ich nun einmal für das Element des Lustspiels halten muß. Spuren freilich nur; doch solche, welche klar zeigen, daß es dem Verfasser wohl gelingen könnte, sie weiter zu verfolgen.

Sollte ich mich bei dieser Gelegenheit eines fast überstarken und ganz populären Ausdruckes bedienen dürfen, so würde ich fragen: Wie wäre es überhaupt, wenn wir einmal den ganzen gewöhnlichen Lustspiel-Spieß umdrehten? wenn wir einmal die Narrheiten der Komödie feiner sein ließen als die Narrheiten einiger Leute da unten im Parterre? oder wenn wir jene in der Comödie zu schildernde Narrheiten immer nur mit liebenswürdiger Vornehmheit auffaßten, von der z. B. in dem genannten Stücke einige angenehme Anklänge vorhanden sind. — Kotzebue hat bekanntlich eine meist lobenswerthe Posse geschrieben: „die deutschen Kleinstädter;" aber ist er nicht dadurch selbst kleinstädtisch geworden, daß er einige Armseligkeiten der kleinen Stadt so hoffärthig belächelt? und doch von der Vortrefflichkeit der Großstädterei (die an sich wirklich etwas Vortreffliches ist) nichts Rechtes aufzuweisen vermag? Wäre es nicht besser gewesen, den geschilderten Kleinstädtern lauter komische Triumphe zu bereiten, in denen sie sich überschwenglich wohl, und weit erhaben über alle Großstädter gefühlt hätten? Die ächten Großstädter im Parterre würden die Intention des Dichters doch wohl verstanden, und an jenem komischen Triumphe den herzlichsten lustigsten Antheil genommen haben. Es müßte etwas sehr Erfreuliches sein, einmal ein Lustspiel zu sehen, in denen lauter talentvoll behagliche Thoren, mit jedem Acte glücklicher sich fühlend, wie umgekehrte Egmonts, und deshalb nicht wie dieser den

Triumphwagen des Todes, sondern den bunten Jahrmarktwagen des Lebens bestiegen, während eine komische Nemesis ihnen selbst noch die Fliegen abwehrt.

Misverständnisse bei den Zuschauern, denke ich, sind nicht zu fürchten, denn wie der beste Chor für das Trauerspiel doch immer in der Brust der Zuhörer ist, so auch für das Lustspiel.

Selbst Rabeners direkte, offenherzige Satire könnte manchen Lustspieldichtern helfen, denn sie sind weniger folgerecht als er, trauen auch den Zuschauern viel weniger zu, als den Lesern. Darüber dürfen sich aber jene mit Recht beklagen, werden indessen Th. Hell loben, wenn er fortfährt, ein besseres Verhältniß mit ihnen zu pflegen, als ihnen manche seiner früheren Collegen gewährten.

Ernst von Houwald.

Wir haben in Deutschland manche wohlbegabte Gemüther, welche oft schon im sechszehnten, achtzehnten, zwanzigsten Jahre u. s. w. sich dichterisch ausströmten, und manche gelobte Romane und Novellen sind von Jünglingen dieses Alters geschrieben worden. Niemand kann das herzlicher loben als ich, sobald jene Werke überhaupt löblich sind; aber es war nur ein Unglück, daß manche von diesen talentvollen Jünglingen, wenn sie von der Universität zurückkamen, und mit Recht ein bürgerliches Amt empfingen, die ganze poetische Sache gut sein ließen, und von der Literaturbühne schnell verschwanden. Darüber haben denn wohl enggesinnte Leute triumphirt, und laut genug verkündet, die Poesie sei gewis-

sermaßen nur eine interessante Jugendkrankheit, doch komme sie gottlob, wie die Blattern, nur Einmal im Leben, und hinterher habe man von ihr nichts zu besorgen.

Lassen wir diese unangenehmen Leute; uud wenn wir bedauert haben, daß einige jener talentvollen Jünglinge nicht auch als talentvolle Männer literarisch wirkten, so wollen wir uns erfreuend stärken durch die Erinnerung, daß Petrarca seine zartesten Sonette dichtete als ausgezeichneter Staatsmann, daß Cervantes seinen unübertreffbaren Don Quixote schrieb, nachdem er in der Schlacht von Lepanto den Arm verloren, und doch, ein gediegner Mann, die Heiterkeit gerettet hatte, daß Klopstock der Poesie treu blieb sechszig Jahre hindurch, und daß Göthe den Mai und den September des Lebens und der Poesie stets vereint hat.

Etwas Aehnliches in Beziehung auf den Gedanken selbst dürfen wir, scheint es, von Houwald erzählen und erwarten. Sein Name wird erst seit etwa drei Jahren in unserer literarischen Welt genannt, und — das „Buch für Kinder," dessen erster Theil vor mir liegt, widmet er seinen lieben sechs Kindern. Wenn aber ein so gereifter und erfahrener Mann sich entschließt, noch so spät literarisch wirkend aufzutreten, so finden wir darin einen neuen Beleg, das Schreiben und Druckenlassen müsse wohl etwas sehr Schönes, aber auch sehr Ernstes und Heiliges sein. Wohl dem, der nie daran gezweifelt hat.

Houwald ist in der allerletzten Zeit insonderheit durch seine Dramen berühmt geworden; da diese aber zum Theil noch ungedruckt sind, und dennoch fast sämmtliche deutsche Tagesblätter sich über dieselben bereits haben vernehmen lassen, so mag es besser sein, hier nur auf jenes Kinderbuch hinzudeuten, das viel von dem zu erfüllen scheint, was man von einem Werke dieser Art wünschen kann.

Unsere Vorfahren schrieben fast gar nicht für Kinder, die, nur bewaffnet mit dem Orbis pictus, aus dem sie einiges sehen lernten, sich selbst helfen mochten. Die Kinder hatten es damals ein wenig schwer, aber wir wollen sie doch nicht zu sehr bedauern, denn ein rechtes Kindergemüth ist, wenn man es nur nicht geflissentlich stört und in die Enge treibt, reich genug, sich seine eigene fröhlich bunte Welt zu erschaffen. Im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts wurden aber plötzlich mehrere deutsche Schriftsteller sehr mitleidig gegen die Kinder, und schrieben deshalb eine Menge Bücher für dieselben. Der Wille mochte gut sein, aber die Ausführung war meistens sehr kläglich. Man wollte ihr Gedächtniß nicht mehr belästigen, vergaß aber dabei, daß niemand Verstand haben kann ohne Gedächtniß, und daß das wahre Gedächtniß stets ein Vernunft- und Gemüths-Gedächtniß ist. Man suchte sie um die Phantasie zu bringen, weil diese leicht zu weit führen kann. Man lehrte sie die Poesie verachten, und den Brodterwerb als die Hauptsache ansehen, man warnte sie vor tiefem Gefühl, weil man sich durch Empfindsamkeit leicht lächerlich machen könne, und gewährte ihnen doch nicht einmal den kleinen Ersatz, mit sinnlicher Klarheit die Welt anzuschauen. Gar viele Kinder wurden so zu vorlauten Rhetoren, welche recht gut an der deutschen Bibliothek und der Bibliothek der schönen Wissenschaften hätten mit arbeiten können, u. s. w. Dergleichen Uebelstand kann indessen in Deutschland nicht lange dauern, und das neunzehnte Jahrhundert hat hier viel gut gemacht, was das vorige, obwohl in der besten Absicht, verderbt hatte.

Rein und klar in der Absicht und in den meisten Partheien steht dagegen das Houwaldsche Werk. Den Kindern gebührt die höchste sorglichste Achtung, denn sie sind zart

verletzlich; aber nur die Liebe kann sorglich achten, und diese ist nicht zu lehren. Sie sollen mit großem Ernst behandelt werden, denn das Leben selbst ist sehr ernst, aber der ächte Ernst ist heiter. Darum sei es auch die Erziehung. Nur ein fröhliches Kind ist ein frommes, und ein Jahrhundert voll Freuden kann für ein vertrauertes Kinderjahr keinen Ersatz gewähren.

Man müde sie nicht ab im Herumjagen ihres Verstandes durch körperlose Begriffe, sondern gebe ihnen stets ein Bild, welches die Idee verhülle und einschließe; aber man muthe ihnen das Höchste zu, sobald Gefühl und Phantasie es erreichen kann. So hier zum Beispiel den Gedanken der Begeisterung, welcher so einfach ausgesprochen wird in dem lieben Gedicht S. 188 ff. Man spiele mit den Kindern; nicht aber wie halbspöttische Lächler oder kindisch gewordene Greise, nicht mit abgeschmackt stolzer Herablassung, sondern gedenke in Liebe, wie hoch die heilige Schrift den Gedanken „Kinder" stellt. Man zittere nicht vor ihrer Phantasie, sondern fliege mit ihr, sie freundlich leitend und nicht einzwängend.

Ein solches Kinderbuch hat Houwald hier gegeben, und darum werde ihm ein ächter Dank gebracht von Eltern und Erziehern. Das herzliche und laute Danken ist eine gute alte Gewohnheit, die wir nicht abkommen lassen sollen, nicht als bedürfe der andere des Dankes, sondern wir selbst sollen uns die reine Freude nicht nehmen lassen, weshalb wir vor allen Dingen dafür sorgen sollen, daß uns das Anerkennen fremden Verdienstes und der Dank für die schönen Gaben desselben stets wahre Freude bereite.

Um aber dem edlen Verfasser zu zeigen, daß ich sein Buch sehr genau gelesen, so bemerke ich, daß in dem Schauspiel „der Weihnachtsabend" Auguste im Streben nach über-

schwänglicher Tugend, ungerecht wird gegen Nettchen, die sie zu einer Unwahrheit veranlaßt, um das Märtyrerthum desto vollständiger zu genießen. — Der zweite Theil des Buches ist mir noch nicht bekannt geworden.

Dem Verfasser von Wahl und Führung.

Gar manche Dichter machen aus ihrem Leben einen Scheiterhaufen, auf dem sie sich selbst verbrennen, nicht um den wahren edlen Opfertod der Menschenliebe zu leiden, sondern nur den Selbstmord der Eitelkeit, weshalb sie am meisten bemüht sind, wohlduftendes Sandelholz zu jenem Scheiterhaufen zusammen zu lesen. Aber Holz ist doch immer nur Holz, und die unglückselige Sache wird durch kein Räucherpulver verbessert.

Andere machen aus der treuen, festen und fröhlichen Erde einen Naphtaboden, auf den sie häufig mit dem Fuße stampfen, um Flammen aus ihm hervorzulocken. Die Flammen bleiben nicht aus, und spielen oft in gar bunten Farben; aber es sind doch nur Erdenflammen, welche leuchtend verzehren — sich selbst und den Menschen, der sich ihrer zu sehr erfreut.

Von Religion ist jetzt in vielen Schriften und vorzüglich in Romanen die Rede, aber manche Autoren scheinen sie doch leider (es ist traurig zu erzählen) nur wie eine angenehme Freundin zu betrachten, die auch in den ästhetischen Thees mit den schönsten Redensarten aushelfen soll.

Dem Verfasser von Wahl und Führung ist die Religion, wie billig, Anfang, Mittel und Ende, die Verkünde-

rin und Geberin dessen, was uns glückselig macht, — „hie zeitlich und dort ewiglich" sagt unser Luther.

Die große Aufgabe seines Buches ist die ewig alte und ewig neue: Wie hat der Mensch es anzufangen, um klar zu werden und glücklich? — Hier ist oft mehr als babylonische Sprachverwirrung zu vernehmen gewesen, denn die Sprecher waren oft sich selber nicht deutlich. Wie wenige zeigen sich hier dem Solon gleich, der so gut antwortete! — Lasset uns die wohlbekannte gute Geschichte ein wenig näher betrachten. Der Wunsch des zarten Lydierkönigs, von dem weisen Mann für den glücklichsten erklärt zu werden, zeigt deutlich, daß er weder das eine, noch das andere war: nicht weise, und nicht glücklich. Er erscheint hier fast wie ein junger Halbdichter, der sich selbst und ein sauber gedrucktes Exemplar seiner poetischen Versuche einem edlen Kritiker überreicht, bittend, er möge ihn doch mit einem anmuthigen Lorberkranz dafür beschenken. Solon nennt ihm zuerst den praktisch epischen Dichter, Tellus, der still und gemessen stets nur seiner Pflicht getreu gelebt hatte im Krieg und Frieden und Feld und Haus. Dann die rein elegische Priesterin der Juno und die idyllischen Söhne Cleobis und Biton, und fast wie ein Christ deutet er hin auf den sühnenden und lohnenden Tod. Aber Crösus, der nur nach phantastischer Prachtpoesie strebte, versteht ihn nicht, oder will ihn nicht verstehen, und zürnt, daß nicht auch er genannt worden ist. Solon hatte Recht, er durfte ihn nicht nennen; als ihn aber der Anblick der Flamme geläutert hatte, da ging ohne Zweifel das Phantastische in das Reinromantische bei ihm über, und er ward das, was er früher zu sein glaubte, und nicht war.

Wie seltsam! (mir ist als hörte ich so reden) ist denn hier von der Poesie die Rede? Ich erwiedere darauf: Der

Kern der Geschichte ist immer Poesie, und von der Poesie ist immer die Rede, wenn von wahrem Leben die Rede ist.

Wie gesagt, auch in diesem Buche erscheinen solche Fragende, und es wird manche gute Antwort gegeben. Wie diese Antworten lauten, darüber spreche das Buch selbst, das, wenn auch im Einzelnen irrend, doch zu den bedeutenderen gehört, die das noch junge Jahrhundert gegeben. Hier möge nur der einen Seite rühmend gedacht werden, daß insonderheit vor allem Weichlichen, Phantastischen und Sinneberauschenden, was man leider häufig genug für religiös und religiösen Cultus ausgiebt, gewarnt wird. Solcher Predigten bedarf das Zeitalter; doch hätte der Verfasser auch genauer unterscheiden sollen zwischen Papismus und Katholicismus. Daß ihm selbst der Unterschied klar sei, bezweifle ich keinesweges, aber im Buche erscheint er, wie mich dünkt, nicht deutlich genug.

Als Roman ist Wahl und Führung manchem gerechten Tadel ausgesetzt. Ihm fehlt das romantische Leben, der Humor und die Ironie, dessen kein Roman entbehren kann. Fast überall sind Mittel und Zweck mathematisch gesondert, und manche Charaktere gehen unter in einer Ueberfülle von Worten. — Dennoch berechtigt die Summe von Talent, die hier erscheint, zu der Hoffnung, daß dem Verfasser einst gelingen könne, was ihm hier nicht ganz gelungen *).

---

*) Der wohlwollende, geistreiche Recensent meines Romans „Liebe und Ehe" in den Heidelberger Jahrbüchern (Juni 1820) will bei einer der Hauptscenen dieses Werkes an Wahl und Führung erinnert sein. Mir ist das werth, doch darf ich mit der höchsten Bestimmtheit versichern, daß ich Wahl und Führung erst jetzt, im Januar 1821 gelesen habe. Früher, bei der Nennung dieses Werkes in den Umrissen S. 264 kannte ich nur einige geistreiche Stellen aus demselben, weshalb ich es im Allgemeinen als beachtenswerth anführte.

Andeutungen.

Inhalt.

Mangel an deutschen Lustspielen. — Schröder, Bretzner, Jünger, Iffland, Kotzebue. — Kleinere Lustspiele. — Verhältniß des Lustspiels zum Trauerspiel. — Shakspear. — Wie er und das rein romantische Lustspiel immer mehr unter uns einheimisch werden könne. — Das Charakter-Lustspiel. — Erinnerung an die Bemühungen der früheren deutschen Dichter um dasselbe. — Die Ironie, Griechische und Christliche. — Intriguenstück. — Das Familiengemälde. — Die Posse. — Das Epigramm. — Der Roman. — Die Novelle. — Das Trauerspiel. — Die ästhetische Kritik. — Die kleinen Kritiker. — Das Schweigen. — Seltsame Polemik. — Taubheit und Misverständnisse. — Selbstgefälligkeit. — Polonius Erwachen. — Kieselsteine und faules Holz. — Klazomenier. — Vornehmheit und Uebervornehmheit. — Ein zur Zeit noch anonymer Mann. — Gute Kritiker und deren Lob. — Nie versiegender Trost.

Die alte Klage, daß die Deutschen großen Mangel an Lustspielen hätten, wurde auch in den letzten Jahrzehnten so häufig, und mitunter so ungebärdig unbeholfen wiederholt, daß man vielleicht nicht übel gethan haben würde, irgend einen solcher Klagenden selbst als Gegenstand des Lustspiels auf die Bühne zu bringen. Wirklich klagten auch wohl nur die meisten in das Gelag und Gelach hinein, waren auch wohl gar frech genug, den Deutschen das Talent für das Lustspiel überhaupt abzusprechen. Dagegen spricht jedoch die ganze Geschichte der früheren deutschen Literatur; und — Gottscheds nöthiger Vorrath zur Geschichte der drama-

tischen Dichtkunst der Deutschen giebt Kenntniß von unserm großen, wenn auch — früherhin — etwas verworrenem Reichthum. An Humor im Allgemeinen ist uns kein Volk überlegen, und es giebt in Jean Paul und Hippel Blätter und Seiten genug, aus denen sich mehrere Lustspiele leicht verfassen ließen, wenn nicht etwa jene Seiten und Blätter ohnehin schon als Lustspiele gelten können, die bei einiger Kenntniß des dialogischen Generalbasses leicht zu verfassen wären.

Jenen zu sehr Klagenden ist indessen das alles noch nicht genug, denn durch alle diese Betrachtungen werden die Repertoire der Bühne nicht gefüllt, und darum ist es ihnen doch hauptsächlich zu thun. Der Besuch des Theaters ist zu einem Geschäft geworden, und man will, da der frühere festliche Zauber bei so vielen vorüber ist, zur Abwendung eigener Nüchternheit, Neues, Neueres und Neuestes, und zwar von dem allen viel, sehr viel, und immer mehr.

Was ist nun in dieser Hinsicht geschehen? Vor etwa dreißig Jahren ergötzte man sich einigermaßen an Schröders Lustspielen, die größtentheils nach englischen Mustern verfaßt worden waren. An Intrigue und Situationen fehlte es nicht; aber der Dialog war mager und fast nur dürftiger Exponent für das Spiel des Bühnenkünstlers.

Bretzners Lustspiele waren roh und derbe, aber gutmüthig berechnet für sämmtliche Zuschauer; denn wenn um zu lachen nothwendig gehört, daß man den Gegenstand des Lachens vollkommen überschaue, so mogte gewiß fast jeder Zuschauer rühmend sagen, daß er selbst weit höher stehe, als der argwöhnische Liebhaber und der Amtmanns-Sohn, dem es ganz an feiner Lebensart gebricht, daß er weit gebildeter sei, als die beiden Väter im Räuschgen u. s. w., und so in diesem stolzen Bewußtsein konnte das Lachen sogleich den

Anfang nehmen. Aber es war fast nur ein körperliches Lachen, das, wenn es ausgelacht ist, eine gewisse öde Empfindung nachläßt, und eben weil es für den großen Haufen so leicht war, hier zu lachen, so schien es für die bessere Auswahl des Publikums desto schwerer.

Jünger war selbst für den flachen und frivolen Zuschauer in seinen meisten Lustspielen flach und frivol genug; da er aber nicht reich genug war, um des Picanten viel zu geben, und auch selbst der mittelmäßige Theil des Publikums manches in seinen Stücken verachten mußte, so ging er, ohne sonderliche Hülfe geleistet zu haben, fast spurlos vorüber.

In Ifflands Dramen ist ein unleugbar bedeutendes Talent für das Komische, welches sich dergestalt Bahn bricht, daß sogar fast alle seine sogenannten Bösewichter etwas Dithyrambisch-komisches haben, worin allerdings die Ahndung einer philosophischen Wahrheit — die Lächerlichkeit des Irrthums, folglich auch die des Lasters — zu liegen scheint; allein seine besondere wohlbekannte Neigung zum beengenden Herzquälen ließ das reine Lachen nicht leicht aufkommen, und wie man ihn Anfangs vergöttert hatte, so wollte man späterhin, ungerechter und verdrießlicher Weise, fast gar nichts mehr von ihm wissen.

Bloß Kotzebue hielt sich; und obwohl das Publikum ihm zuweilen fast über den Kopf wuchs, so blieb er doch als Lustspieldichter, theils wegen seines zuweilen wirklich angenehmen Witzes, theils wegen seiner falschen Spaßhaftigkeit beliebt, mitunter sogar als behaglicher komischer Bühnenkönig anerkannt. Er that auch sein Möglichstes, um den steten Durst nach Neuem zu befriedigen, und es ist ungerecht, ihn mit jener kinderreichen flanderischen Gräfin zu vergleichen, denn wie weit steht er über ihr! Immer aber war doch

dieser Kotzebue nur Einer, und was ist Einer für so viele? Und nun ist vollends dieser Eine durch ein sehr finsteres Geschick hinweggenommen von der Bühne und vom Leben. Was nun?

Jene Sehnsucht nach guten Lustspielen zu befriedigen, hat man Preise ausgesetzt; aber es ist wenig dabei herausgekommen; ja man hat fast Sturm gelaufen und Feuer geläutet auf dem Parnaß, um die Talente zu wecken. Nunmehr ist denn auch eine ansehnliche Zahl von neuern Lustspielen erschienen, die aber zum Theil nur eine kurzathmige Nachbildner-Begeisterung verrathen. Kurzathmig; denn sie sind fast alle nur von einem Akte, und können meistens ihre Mutter, eine kleine Komödie von Dieulafoi: Defiance et malice, nicht verleugnen. Es kann hier von keinem allgemeinen Tadel die Rede sein, denn jenes Stück ist allerdings artig zu nennen, und vielleicht sind sogar einige dieser deutschen Nachbildungen noch gründlicher, als das Original. Diese mögen leben, und werden ohne Zweifel leben wie launige Sinngedichte in dramatischer Form; aber jener Sehnsucht nach deutschen Lustspielen, wie sie nun einmal im deutschen Publikum lebt, können sie nicht vollkommen genügen. Sollte ich nun einen bescheidenen Rath geben dürfen, so möchte er etwa so lauten:

Zuvörderst lasset uns alle recht bedenken, was das Lustspiel eigentlich sei, wo wir denn wohl einig werden dürften über den einfachsten Satz, daß es auf die Darstellung der Verhältnisse der Freiheit hinauslaufe. Daraus ergiebt sich, daß es als reiner Gegensatz der Tragödie zu betrachten sei, und in gewissem Sinn als die heitere Parodie derselben, wie das wohl jedem, der den Aristophanes kennet, nicht unbekannt geblieben sein mag.

Jedes ächte Trauerspiel trägt ein verschlossenes Lustspiel

in sich, und es ist eine schöne Aufgabe, dasselbe hervorzulocken. Es hat sich mitunter bei den Deutschen einiges Talent für die Parodie gezeigt, und es ist zu wünschen, daß dasselbe immer mehr entwickelt werde. Man fürchte nicht, als könne dem ächten Trauerspiele selbst durch die muthwilligste Parodie Eintrag geschehen, denn wenn jener Muthwille nur ein ächter, d. h. poetischer ist, so wird er gar nicht einmal Eintrag thun wollen, sondern das Lustspiel wird sich, bei aller scheinbaren Entgegengesetztheit, doch wieder liebend zu dem Trauerspiele wenden, wie ja die höchste Freiheit und die höchste Nothwendigkeit sich am Ende berühren müssen.

Ferner: Wie nun jene Verhältnisse der Freiheit in romantisches Leben und dramatische Form zu tauchen sind, darüber kann uns, wie immer, Shakspear am besten praktisch belehren, und es wäre wohl wünschenswerth, daß in jeder Stadt, die sich eines Theaters zu erfreuen hätte, öffentliche Vorlesungen über diesen Dichter für Künstler und Kunstfreunde gehalten würden, damit wir ihm immer mehr und mehr eine Heimath unter uns bereiten. Shakspears Lustspiele sind bei weitem nicht so gekannt, als seine Tragödien, woraus denn leider auch folgt, daß die letztern gleichfalls — bei weitem nicht so gekannt sind, als billig, und als sie gekannt sein sollten, denn hoffentlich wird heutzutage Niemand mehr sagen wollen, er verstehe und liebe gar wohl ein romantisches Trauerspiel, aber auf die romantischen Lustspiele des Dichters lasse er sich nicht gern ein. Abgerechnet, daß diese ganze Scheu vor Shakspears Lustspielen auf einem großen allgemeinen Irrthum in Beziehung auf das Wesen des Lustspiels beruht, gründet sie sich auch noch auf den widrigen Irrthum des Herkommens und der Bequemlichkeit. Man hat einmal sagen hören, Shakespear sei freilich

ein großes Genie, und im Trauerspiele habe ihm das dergestalt geholfen, daß, wenn man ihn nur für die feinere Bildung der neuern Zeit tüchtig zuschneide, seine Sachen so übel nicht seien; seine Lustspiele aber gingen fast gänzlich in die Wildniß und in die Phantasterei. Schreiber dieses hat indeß die erfreuliche Bemerkung gemacht, daß man dabei nur das Einzige zu thun hat, den redlich Klagenden „Wie es Euch gefällt,“ „Was Ihr wollt“ u. s. w. in die Hände zu spielen. Haben sie diese Lustspiele gelesen, so versichern sie alle mit liebenswürdiger Offenheit, dergleichen Vortreffliches sei ihnen noch nie vorgekommen, und sie werden ordentlich interessant-böse auf die Bücher und Menschen, durch die sie früherhin falsch berichtet worden sind. Will man aber bei den genannten vortrefflichsten Lustspielen nicht anfangen, so versuche man es mit der reinen Lustigkeit und gebe „die Kunst eine böse Sieben zu zähmen,“ ein Stück, das freilich auch weit mehr ist als lustig, aber denn doch nebenbei auch sehr lustig. — Für jene obengenannten rein romantischen Lustspiele wird dann, wills Gott, auch bald die günstige Zeit erscheinen.

Soll man aber das alles ganz ohne Veränderungen auf die Bühne bringen? Ohne Zweifel wäre es am besten; aber in unserer Zeit nicht rathsam, da die Mehrheit des Publikums nicht verschüchtert sondern leise gehoben sein will. Man übergebe deshalb jene Dramen einem wahrhaftigen Dichter oder wahrhaftigen Kritiker, der sie mit der größten Bescheidenheit der heutigen Welt näher bringen wird, bis endlich nach etwa hundert Jahren alle dergleichen Bearbeitungen nicht mehr nöthig sind, und auch die besten Bearbeitungen nur einen ästhetischen Scherbenberg bilden werden, von wo herab man eine interessante Aussicht hat. Zettel selbst aber (im Sommernachtstraum) und der Schäfer

Wil-

Wilhelm (in „Wie es euch gefällt") müssen nicht ausgesucht werden, um den Zettel und den Schäfer Wilhelm zu bearbeiten; ein ästhetischer Petrucchio wäre schon eher wünschenswerth, um eine gewisse auf Kennerschaft anspruchmachende Shrew (böse Sieben) im Publikum zu zähmen, die man jedoch nicht unter dem weiblichen Geschlechte suchen wolle.

Aber nicht blos aus Shakspear, auch aus den altenglischen Dichtern zweiter und dritter Ordnung aus Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, Otway u. s. w. wäre manches zu lernen und der Bearbeiter hat hier freieren Spielraum, da er nicht mit gebietenden Königen, sondern mit zwar sehr vornehmen und oft liebenswürdigen, doch immer solchen Leuten zu thun hat, denen manches abgehandelt und, wenn ich so sagen darf, manches zugehandelt wird.

Man sage nicht, daß ich Nachahmungen veranlassen will; Shakspear ist gar nicht nachzuahmen. Er soll nur als erster Lehrer auftreten, und jene später genannten Männer als theilnehmende Freunde.

Ferner: außer dem rein romantischen Lustspiel, welches den Deutschen nie ganz fremd war, scheinen sie mir ein vielleicht noch größeres Talent für das ächte Charakter-Lustspiel zu haben, was doch leider nur sehr selten geübt wird. Hier können uns Moliere, Detouches, Regnard und einige Andere manche gute Lehre geben; aber wir können ihnen dafür eine andere noch bessere zurückgeben, daß nämlich ihre Charakteristiken meistens gar nicht, oder doch in eine falsche Ironie getaucht sind, und ich glaube gerade ihre bewundertsten Charaktere, den Misanthropen, den Scheinheiligen und den poetischen Dorfjunker von diesem Tadel am wenigsten ausschließen zu dürfen, obwohl ich eine gewisse Gründlichkeit in der Zeichnung gern anerkenne. Doch die Einseitigkeit läßt keine Poesie durchbrechen. Unter den

Deutschen hat die Lebensironie im Lustspiele, am reinsten Goethe im Groß-Cophta, welches Werk aber dafür leider an dem Fehler der Breite und des Untheatralischen leidet. Auch Iffland in einigen seiner Stücke ist mit Ruhm zu nennen; doch hat er sich fast nie zu jener reineren Ironie, in der die heiterste Lebensansicht wohnt, schwingen können.

Gründlichkeit und Tiefe in der Charakterzeichnung müssen vorangehen, dann erst kann die Ironie folgen und nach und nach sich mit ihr vereinigen. Manche der früheren deutschen Lustspieldichter haben hier nach Art der Maler völlig ihre Schulen gemacht. Andreas Gryph wählte sich die Zeichnung des Prahlers, des Pedanten; Elias Schlegel den geschäftigen Müßiggänger und den Geheimnißvollen; Gellert die Betschwester, den französirten Gecken u. s. w. Es ist wahr, diese Zeichnungen sind größtentheils mangelhaft und schwach, und nicht selten ist der geistige Organismus des ganzen Menschen über der Darstellung einer einzelnen Eigenschaft übersehen, oder ganz verkannt worden, ein Uebelstand, vor dem man nicht genug warnen kann, und den nur gründliche Psychologie und Philosophie abzuwehren im Stande ist; dennoch soll jenes Studium sein bedingtes Lob empfangen, während der hochfahrende Leichtsinn mancher späteren Lustspieldichter gerechtem Tadel unterliegt.

Aber die Ironie? Was will dies Wort hier sagen? Hier ist nur Raum für eine kurze Andeutung; doch diese darf nicht fehlen. Zuvörderst meiden wir jeden Gedanken an Persiflage, Hohn, Spott, Bitterkeit in Beziehung auf das Leben: das alles ist nicht bloß unmoralisch, sondern auch unästhetisch, denn der ächte Dichter, wie der ächte Mensch, wird es mit dem Leben nie verderben wollen, sondern sich

mit demselben in ein freundliches und heiteres Verhältniß setzen, was es denn auch wohl verdient. Indessen wird ihm denn doch auch bald deutlich geworden sein, daß das Leben nicht der Güter höchstes sei, und daß er selbst, rein göttlichen Ursprungs, höher stehe, als die ganze Natur und das Leben. Hat er diesen Gedanken fest ergriffen, so wird ihn derselbe keinesweges hochmüthig, sondern nur demüthigstolz machen, und in dieser Erkenntniß wird ihm zuletzt eine unschätzbare innere Eintracht und klare Anschauung werden von dem was positiv und negativ, wahr oder irrig, oder in einer gewissen Hinsicht Tugend oder Laster ist.

Nun geht aber, wie wir alle wissen, durch das Leben auch des Gebildetsten ein Kampf zwischen dem Göttlichen und Weltlichen in der Menschenbrust, ein Kampf, der hienieden nie enden kann, da das Unendliche nur im Raum und in der Zeit erscheinen kann. Der dereinstige Sieg ist gewiß; aber hienieden kann er nie vollständig erfochten werden. Diese Ansicht nun giebt dem Menschen eine Mischung von tiefem Ernst, stiller klarer Wehmuth und stillem klarem Lächeln, oder auch tüchtigem reinem Lachen, eine Gemüthsverfassung, wie wir sie bei allen tiefbedeutenden Menschen und Dichtern anzutreffen pflegen, z. B. bei Shakspear und Cervantes, und hier haben wir denn die ächte Lebensironie, die Frucht der harmonischen Bildung, zu suchen. Der Ernst allein und der Scherz allein, beide ungenügend, wissen nichts von ihr, die nur in einem religiös = beruhigten aber in dieser Beruhigtheit stets vorwärts strebenden Gemüthe wohnen kann.

Wir wissen, daß uns Homer von dem unauslöschlichen Gelächter der unendlich vergnügten Olympier erzählt, und wir glauben es zu hören, doch nicht ohne Mischung von Seufzern, welche die armen Sterblichen dazwischen tönen

lassen, klagend, wie selbst Achill zu Priamus klagte, daß die Erhabenen so sorglos seien. Wir kennen ferner die Ironie des Sokrates, die nothwendige Folge seiner deutlichen Erkenntniß von dem Nichtwissen und dem traurigen Hochmuth der andern, welche zu wissen meinten. Es war ein gutes, kühles, helles Winterlächeln, vielleicht das letzte Ziel aller griechischen Bildung; aber es giebt auch noch ein unauslöschliches gelassen mildes und kühn bescheidenes Lächeln, welches sich über das ganze Leben hinziehen kann; das Resultat christlicher Erkenntniß der Unzulänglichkeit alles Irdischen, bei gesichertem Glauben, daß doch einmal jede schönere Sehnsucht zu seliger Anschauung werden müsse, und dieses unauslöschliche Lächeln bei dem tiefsten Ernste und der innigsten Menschenliebe nenne ich christliche Ironie, in welcher das Leben des modernen Dichters seine Heimath finden soll. Diese ist es, die ich den Lustspieldichtern insonderheit wünsche; obwohl, wie sich von selbst versteht, auch der tragische Poet ihrer nicht entbehren kann.

Es ist vielleicht gut, wenn ich mich darauf gefaßt mache, daß einige Leser und einige komische Poeten mich nicht verstehen werden; ja ich wollte wohl vorher sagen, welche Gattung von Witz sie gegen diese Ansicht aufbieten werden; allein das alles hat eben nicht viel auf sich, ist jedoch für die Geschichte der ästhetischen Bestrebungen sogar nicht ganz unwichtig, weshalb sich denn auch Niemand geniren wolle. Zum Glücke giebt es aber auch einige bessere, die mich nicht nur vollkommen verstehen, sondern vielleicht noch etwas viel Besseres über jene so wichtige und erfreuliche Lebens-Ironie mittheilen könnten, um welche Mittheilung sie hiedurch aufrichtigst gebeten sein mögen.

Zurückkehrend zu dem Gedanken an die Sehnsucht des Publikums nach Lustspielen, möge hier nur noch folgendes

kurz erwähnt werden. Für das Intriguenstück haben wir, wie im Leben, so in der Kunst, nur wenig, sehr wenig Talent; dennoch darf es nicht von der Bühne entfernt werden, und die Neigung für dasselbe ist billig. Hier ist wohl weiter nichts zu thun, als — da die eignen Mittel nicht zulangen, sich an Spanien und Italien zu halten, die von ihrem Reichthum gern mittheilen werden, so wie auch manches von Kotzebue nicht übervornehm verachtet werden möge. Stücke wie Goldonis „Diener zweier Herren," sind wenigstens unendlich besser, als alle flach ernsthaften Dramen des genannten Mannes, und es ist nur zu wünschen, daß wir sie weder zu hoch noch zu gering schätzen.

Auch das Familiengemälde werde nicht verworfen, sondern gelte als eine Unterabtheilung der deutschen Schule seinen Preis. Da ich jedoch schon sonst über diesen Gegenstand gesprochen, so werde hier nur erinnert, daß dieser Gattung bisher am meisten geschadet hat: der trockene oder peinliche Ernst, der mitunter sogar als jeder Poesie feindlich aufgetreten ist. Hat indeß der Dichter nur erst eine wahrhaft tiefe Liebe für das Familienleben in sich selbst erzeugt, wie denn das dem sittlich häuslichen Deutschen nicht schwer werden kann, so wird ihm auch der heitere Scherz nicht fehlen, der alles in das Gleichgewicht bringt.

Auch die Posse möge Gunst erwerben, jener poetische Gnom, dessen lustige Feueraugen keck umhersprühen. Je ernster der Mensch wird, und jemehr Großes er erlebt und bestanden hat, je mehr liebt er den Scherz, selbst den Spaß, vielleicht sogar mitunter die bloße harmlose Lustigkeit. Wir Deutschen haben besonders während der letzten zwanzig bis dreißig Jahre so unsäglich viel Ernstes erlebt, daß wir wohl nach gerade mehr wie irgend eine andere Nation dem Scherze geneigt werden müssen. Die Mehrheit aber will

aus Hochmuth sich jene Neigung nicht merken lassen, oder bei innerer Unsicherheit es nicht wagen, sich ihr hinzugeben, meint auch wohl, (gemein genug) es schicke sich nicht recht. Manche Autoren gleichen gewissen Docenten, die außerordentlich viel von Autorität reden, und überall versichern, daß sie darauf halten, weshalb sie auch meistens mit fast gefrorener Feierlichkeit in der Klasse erscheinen. Es giebt indessen auch andere, welche nie von Autorität sprechen, weil sich dieselbe ganz von selbst versteht, und die deshalb, wenn ihnen gerade so zu Muthe ist, heiter, behaglich, lustig und scherzhaft erscheinen können, ohne im Mindesten etwas zu wagen.

Unsere jetzige Zeit ist der Posse vorzüglich günstig, und zwar hauptsächlich aus dem so eben angedeuteten Grunde. Das ganze Volk hat so große ernst tragische Weltbegebenheiten erlebt, daß nur sehr wenige Dichter ihm Kunstgebilde bieten können, die, von einer ähnlichen Größe beseelt, anzusprechen vermöchten. In den Jahren 1813 bis 1815 hat fast kein Gelegenheitsdichter, trotz aller Bemühungen, die größere Zeit aufzufassen, völlig genügt, und bei manchen sonst wohl erträglichen Werken sagten die Zuschauer zu sich selber: Das wissen wir besser, und haben es selber größer erlebt. — Seitdem ist die Zeit in mancher Hinsicht anders und mit ihr der Sinn — fast epigrammatisch geworden, und willkommner als je ist, wer selbst rein zu lachen vermögend reines Lachen erregen kann.

Doch eben weil die Zeit so epigramatisch ist, liebt sie auch die Epigramme sehr; es werden ihr jedoch nur selten bedeutende geboten. Selten; doch die seltenen ersetzen das Viele. Epigramme, d. h. reine Ueberschriften zu den Lebenskapiteln, Resultate des tiefsten Nachdenkens und des innigsten Gefühls, aber mit heiterer Schonung ausgesprochen,

kleine Lebensgenien, die den Gott des Lebens selbst bekränzend erklären, geflügelte goldene Pfeile, die verwundend heilen: für solche Dichtungen eignet sich die Zeit vorzüglich. Es ist eine Zeit, der es an Zeit fehlt, darum ungünstig in der Aufnahme großer langathmiger Werke. An ein neues episches Gedicht wagt sich fast Niemand, denn man scheuet meistens die Jahre, die zu dessen Ausbildung vonnöthen sind. Das sollte nicht sein; aber es ist oft so.

Auch den Roman, die höchste Blüthe deutscher Kunst — das ist er troß vieler tausend verfehlter Bücher, die sich Romane nennen — trifft meistens ein lauer Empfang, so bald er wie ein breiter und tiefer Strom sich durch eine weite Strecke hin ergießt, oder, in populärer Sprache zu reden, mehrere Bände einnimmt. Wilhelm Meister mit seinen breiten Flügeln ist noch eben zu rechter Zeit gekommen, denn in den Jahren 1795 und 96 nahm man sich wenigstens noch Zeit, seinem harmonischen Fluge fröhlich genau zuzusehen, die Wahlverwandtschaften dagegen wurden mit unerhörter Kälte empfangen, und selbst das herrlichste Panorama der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, das Göthe in seiner Selbstbiographie gegeben, traf auf ein viel beschäftigtes Publikum, dessen Mehrheit nur Blut oder Possen sehen mag.

Auch manches Zufällige herrscht hier in der Aufnahme der Werke. Hesperus wurde fast mit Jauchzen empfangen, und man fühlte sich nicht gestört durch dessen Ueberreichthum und zu große Weichheit im Einzelnen; aber den vollendeten Titan ließ man anfangs fast einsam stehen, wie ein altes, hochehrwürdiges Königsschloß, in welchem Geister hausen, mit denen man sich nicht vertragen mag.

Freilich haben jene tausend und wieder tausend verfehlte Romane das deutsche Publikum ein wenig verschüchtert; aber

man sollte es doch endlich dahin gebracht haben, die besseren selbst an einem einzelnen Blatte zu erkennen; und ein solches zu lesen müßte wohl Zeit vorhanden sein. Dann wird sich auch die für die anderen Blätter finden, seien ihrer auch hundert oder tausend.

Viele deutsche Romane des achtzehnten Jahrhundert gleichen unschuldig schwachem Thee; manche aus dem neunzehnten erscheinen als eine Mischung von Gift, Schwefel und Branntwein. Einige Dichter scheinen sogar nach dem Recept zu arbeiten, welches die Hexen im Macbeth mit besonderer Genauigkeit angeben, andere schreiben blos aufs Gerathewohl oder Geratheübel, und sind weit entfernt sich auch nur die geringste Mühe zu geben. Wozu auch, da es ihnen nur um den Beifall der gewöhnlichsten Leser zu thun ist, die ihre Phantasie gern und fast alle Tage an der Hand der gewöhnlichsten bellettristischen Schriftsteller auf die Weide gehen lassen. Jene Leser gleichen der Königin im Hamlet, die des Götterbettes müde geworden ist, und nach Wegwurf hascht. An solchem Wegwurf kann es nimmer fehlen, da jede Oster- und Michaelismesse ganze Schiffsladungen oder Heuwagen voll dergleichen Nahrung mitbringt.

Noch mehr als Romane werden Novellen geliebt, und man kann ihrer viele hinter einander genießen, ohne es sonderlich gewahr zu werden. Dennoch ist hier eine schöne Lichtseite unsrer Literatur, denn es ließen sich etwa zwölf bis sechszehn meisterhafte angeben, die das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht, außerdem wohl noch eben so viel, die man fast gut und fast trefflich nennen darf, und deren Verfasser für die Zukunft noch bedeutenderes versprechen.

Was endlich die neuesten Trauerspiele betrifft, so glaube ich, bei freudiger Anerkennung einiger besseren, von den

meisten derselben sagen zu dürfen, daß sie niedrig gebauten Sälen gleichen, in denen die überheizten Oefen übel riechen. Es ist sehr möglich, daß man dieses Urtheil jetzt zu hart finden werde; nach zwanzig Jahren wird man es vielleicht für zu gelind erklären.

Und die Kritik? — Einst hatten wir Lessing und Herder, und Schiller, die sind uns genommen; dann Jean Paul, Schlegel und Tieck, die recensiren nicht mehr. Dergleichen Männer zu ersetzen ist nun schwer, sehr schwer; aber man darf vermuthen, daß einige muntere junge Herren, welche jetzt allerhand liefern, was in manchen Zeitschriften zum Theil mit kleineren Lettern abgedruckt wird, bei sich selbst überzeugt sind, das eigentliche goldene Zeitalter der Kritik noch ungleich anmuthiger mitzubringen, als die genannten Autoren. Sie reden deshalb auch zum Theil von jenen Männern, als wären es ihre Cousins. — — Dergleichen kleine kritische Hanswürstelchen hat es indessen immer gegeben, doch sind ihrer jetzt mehr als je, und (um deswillen wird ihrer hier gedacht) sie scheinen sich auch wohler zu befinden als je. — Gehen wir aber jetzt zu wichtigeren Gedanken, denen man abermals die fragmentarische Form vergeben wolle. In Goethe's Tasso heißt es:

Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen,
Dann fühlt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Und fühlt sich bald, und fühlt sich ganz als Mann.

So sollte es freilich sein, aber es ist selten so. Die Freunde schweigen meistens, und die Feinde schweigen auch meistens, oder reden oft Dinge, welche der Mühe des Anhörens nicht werth sind. Flemming und Logau sind aus der Welt gegangen, vermuthlich ohne je ein genügendes Urtheil über sich zu hören. Der Erstere fällte es endlich —

selber, doch erst drei Tage vor seinem Tode, wo man allenfalls ein kühnes Wort wagen darf.

Ein geistreicher Schriftsteller kann nur von einem fast eben so geistreichen wahrhaft beurtheilt werden; der Satz ist freilich überaus einfältig wahr, wie selten aber wird er erfüllt! und wie manches Tragisch-komische werden wir hier gewahr. Bald streitet ein halb verwitterter Magister gegen einen blühend überkräftigen Studenten, bald ein Mathematiker gegen eine Hofdame, bald ein siebartiger, fader Schwätzer gegen einen Tiefdenker, bald ein Uhu mit einer Nachtigall, bald ein gemeiner Frosch gegen ein edles Roß u. s. w. Ein Theil des Publikums läßt sich das alles gefallen, es amüsirt sich doch, welches Wort man bekanntlich mitunter als „sich entmusen" übersetzen darf.

Ein übler Umstand ist, daß manche sich gar nicht bemühen, einander zu verstehen, vielleicht weil man sich längst schon verstanden zu haben glaubt. Die heiligsten Interessen der Menschheit in Religion und Philosophie, Staatskunst und Poesie werden jetzt in einigen unsrer Gesellschaften und Schriften auf eine Weise verhandelt, bei der oft fast nur das Eine deutlich ist, daß die Sprecher selbst sich nicht deutlich sind, und daß die Zuhörer sich durch ganze oder halbe Taubheit schützen. Wäre hier nicht von so Großem die Rede, so dürfte man allerdings lachen, denn die Taubheit ist nicht selten und mit Recht in den Lustspielen als Lachmittel angewandt, und die Mißverständnisse sind der reichste Stoff der Komödie. Hier aber gehen sie in das Mark und das Blut hinein, und das Lachen tönt übel.

Ein Hauptgrund jenes fast allgemeinen Mißverstehens besteht wohl darin, daß das Zeitalter mehr ein zerstörendes als ein bauendes ist, und mehr bei Mephistopheles in die Schule gegangen, als bei dem Apostel Johannes. Der Zer-

störungssüchtige aber kann nichts geben, weil er überhaupt nichts geben will, sondern nur das Gegebene angreifen. Gelingt ihm das, so ist er für den Moment vergnügt, weil der Angegriffene dann wenigstens eben so arm dazustehen scheint als er selber. Scheint; aber es ist nicht so; und wohl dürfen wir sagen: Ach ihr Armen, es wäre Euch besser, recht unglücklich zu sein über Eure Armuth; als Euch so zu trösten.

Ganz besonders taub zeigen sich etwelche Critici. Sie gehen von dem Grundsatze aus, den sie sich in häufigen selbstgefälligen Monologen vortragen: „Du, seit zwanzig oder dreißig Jahren, oder seit vorgestern mit dem Recensenten-Diplom versehen, hast immer Recht; folglich muß jeder, welcher von Dir abweicht, Unrecht haben." Mit solchen Leuten ist durchaus gar nichts anzufangen, und es gilt in Beziehung auf sie der Spruch von dem Zerstampfen im Mörser, welches nicht helfe. Wir sollen aber ja heiter bei dem Gedanken bleiben, und die ganze Sache fröhlich allegorisch nehmen. Vor einiger Zeit — so schrieb ich bereits im Mai 1819 — machte ich die Bemerkung, daß der wohlbekannte Polonius im Hamlet doch noch eine Seite aufzuzeigen habe, von der er bisher nicht betrachtet worden. Er hat sich nämlich wie ein Alp auch auf die Kritik gelegt, nennt „liebreizend" eine „gemeine Redenart," findet die Erzählung vom rauhen Pyrrhus „zu lang," und freut sich bloß über die „schlotterichte Königin." Einen Grund für das alles hat er bei seiner ästhetischen Sandhaufennatur nicht; er sagt es nur, um etwas zu sagen.

Nun ist aber wohlbekannt, daß der genannte Kritiker, der sich schon während seines Lebens häufig mußte anfahren lassen, ein trauriges Ende genommen hat, indem er von dem Prinzen Hamlet erstochen und durch den König

Claudius begraben worden ist, weshalb man wohl hätte glauben können, vor diesem Mann wären wir auf immer gesichert. Dem ist aber nicht also; sondern ich kann hiemit auf das Bestimmteste versichern, er hat, als eine unruhige Person, sein Grab durchbrochen, ist körperlich wohl auf und geht recensiren.

Nun könnte man freilich behaupten, so frech und gemein habe doch Polonius während seines ersten Lebens nicht recensirt, als jetzt ein gewisser ästhetisch aschgrauer Herr zuweilen thut; allein man erwäge nur, daß solche Leute mit den Jahren und Jahrhunderten auf ihrer Bahn nothwendig fortschreiten müssen, und man wird die Identität des Polonius und jenes Recensenten nicht in Abrede stellen können. Möglich ist es indeß, daß dieser Mann, als er sich zum zweiten Leben entschloß, auch noch andere Shakspearsche Personen, z. B. den Schäfer Wilhelm in „Wie es Euch gefällt," den Parolles in „Ende gut alles gut" und die beiden Fuhrleute in „Heinrich IV." mit erweckt habe, und daß diese ihm jetzt aus Dankbarkeit mit ihrem ästhetischen Urtheil bei seinen Recensionen helfen, oder vielmehr Eins in ihm geworden sind.

Was läßt sich von einer solchen dynamischen Vereinigung nicht noch alles erwarten!

Die Antikritiken erscheinen jetzt weniger als sonst, welches sehr zu loben ist, da, wenn sie nicht sehr geistreich oder witzig sind, die Lektüre derselben etwas dumpfig-lästiges hat.

Oft wird auch eine billige sittliche Vornehmheit den guten Schriftsteller hindern, auf Plattheiten und Seichtheiten zu antworten. Wenn einmal draußen ein kleiner Rumor sich erhebt, wer wollte deshalb gleich in das Fenster gehen? oder gar eine Rede herabhalten? — Ferner darf nicht vergessen werden, daß sich wohl aus Kieselsteinen, nicht aber

aus faulem Holze Funken schlagen lassen, ein Gedanke, der hart klingt, aber in unsrer Zeit selbst dem humansten Mann in einigen Fällen wohl kommen kann und darf, denn er ist vollkommen wahr. Völlig unsittlichen und durchaus verächtlichen Scribenten, deren es doch leider einige giebt, sollte billig nie geantwortet werden. Man darf wohl einmal von ihnen reden — der Literaturhistoriker muß es sogar — doch zu ihnen wird man nicht reden wollen.

Einige Klazomenier waren nach Sparta gekommen, und betrugen sich daselbst sehr übermüthig und albern, dergestalt, daß sie sogar die Stühle, auf welchen die Ephoren Gericht zu halten pflegten, mit Ruß bestrichen. Da dieses die Ephoren erfuhren, wurden sie gar nicht zornig, weil es ihnen nicht der Mühe werth schien, sondern sie ließen den Herold ausrufen: „Es soll den Klazomeniern erlaubt sein, sich Schande zu machen."

Also Aelian. — Die Geschichte ist sehr alt; doch auch von heute. Solcher Klazomenier laufen in der Literatur eine Menge herum, denen es ein großes Vergnügen macht, die Stühle zu beschmutzen, welche für die Ephoren bestimmt sind, ein noch größeres Vergnügen aber, wenn sich jene Ephoren darüber erzürnen. Das kann ihnen nicht gewährt werden.

Einen großen deutschen Dichter kennen wir indeß alle, der in der Gelassenheit die Spartaner selbst noch übertroffen hat. Diese ließen doch etwas ausrufen; Er hat auch das nicht für nöthig gehalten. Und es war auch nicht nöthig.

Ihm wollen wir deshalb sehr loben; im Allgemeinen jedoch bemerken, daß wir auch nicht allzu vornehm sein dürfen, und daß mitunter ein guter Streit, zuweilen auch wohl ein Straf-Exempel sehr nützlich sein kann. Selbst den Verlust einer halben oder gar ganzen Stunde darf man

dann nicht scheuen; doch läßt es sich auch zuweilen in ein Paar Minuten abthun.

So sollte es mir z. B. nicht darauf ankommen, hier den Herrn **, der sich bekanntlich alpartig auf die Satire gelegt hat, namentlich zu bezeichnen, obwohl er bereits S. 116 und auch bei einer anderen Gelegenheit, wo eines sehr bedeutenden, von ihm geschmäheten Schriftstellers gedacht wurde, die ihm als Scribenten zukommende Schilderung in diesem Buche empfangen hat; — wenn ich nicht besorgen müßte, die Leser würden klagen, daß ich sie mit namenlosen Namen behellige. Doch möge folgendes kurzs Wort hier eine Stelle finden. Es sind, wie ich höre, eine Menge böswüthiger Reime von ihm, der sich getroffen gefühlt haben mag, gegen mich hingekreischt worden, von denen ich sogar sechs Zeilen, die in einer Zeitung zu finden waren, selbst gelesen habe. Weiter in diese Misere, d. h. in sein Buch zu schauen ist mir nicht zuzumuthen, da ich ja doch auch aus jenen sechs Zeilen schon genugsam erkannt habe, daß er sehr böse geworden ist, was wohl weder den Lesern, noch mir sonderlich interessant sein kann. Was soll ich nun dabei thun? auch böse werden? Das wird niemand von mir verlangen, indem ich für das sämmtliche literarische Getreibe des Herrn **, so viel mir davon bekannt geworden, nur eine einzige Empfindung aufzutreiben weiß, jene nämlich, die zu entstehen pflegt, wenn die Phantasie mit der — Magenhaut collidirt, und in gewöhnlicher Sprache „Ekel" genannt wird. Seine Pseudo-Satiren gegen mich dürfen deshalb auch auf kein neues Epigramm von mir Anspruch machen, sondern müssen sich mit zwei von meinen alten aber gutgemeinten und beruhigenden Sprüchen begnügen:

Vor meiner Rache kannst Du ruhig schlafen,
Der Ekel hindert mich Dich zu bestrafen.

und

Zum Scherz bist Du zu frech, zum Ernst bist Du zu seicht;
Dich zu bestrafen ist zu widrig und zu leicht.

Doch genug und vielleicht schon etwas mehr als genug von dem nicht zu lobenden Theile der Kritiker, um nunmehr des verdienstvollen und geistreichen Theils derselben mit inniger Liebe und Achtung auch hier noch einmal zu gedenken, so wie ich ihrer schon früher gedacht habe. Es fehlt in unserm guten Deutschland nicht nur nicht an den trefflichsten Beurtheilern für die Werke der Kunst und der Wissenschaft, sondern wir dürfen uns rühmen, ihrer mehr zu besitzen, als vielleicht irgend ein anderes Volk. Wir haben eine ästhetische Kritik, die in der That und Wahrheit nichts anders ist, als was sie sein soll, d. h. reproducirende Poesie, die freie Tochter der Poesie, oder, wenn man lieber will, die jüngere Schwester, die aber, weil sie die ächte ist, sich nie für die ältere Schwester ausgeben wird. Wir haben Kritiker, die durch Kenntnisse und Talente, durch Liebe und Wärme nicht bloß bedeutende Werke trefflich beurtheilt, sondern auch durch ihre Beurtheilung andere sehr werthe Werke veranlaßt haben. Hin und wieder verräth sich ein so ganz eigner Zartsinn, daß man vermuthen möchte, es haben edle Frauen die Feder geführt, ein Umstand, der schon sehr günstige Folgen gehabt hat und stets haben wird. Wie manches Löbliche und Schöne in Beziehung auf ästhetische Kritik findet sich in dem Weimarischen Journal für Kunst und Literatur, Luxus und Mode, manches Schätzbare von dem vielseitig gelehrten, unermüdlich theilnehmenden Böttiger in verschie-

denen Zeitungen und Taschenbüchern; von Genannten und Ungenannten in den Heidelberger Jahrbüchern, dem Gesellschafter, der Zeitung für die elegante Welt und in einigen anderen Tagesblättern. — Möge das nie verkannt werden.

Daß das Gute im Leben wie in der Literatur immer siegen werde, ist gewiß; ja wenn es Grade des Gewissen gäbe, so möchte wohl jener Sieg das Gewisseste sein. Die Frage aber, wann dieser Sieg in seiner Vollständigkeit erscheinen werde, kann Niemand beantworten, und wir sollen uns hüten, sie jemals mit Ungeduld, oder gar mit Bitterkeit aufzuwerfen. In einem geläuterten Gemüth kann die Quelle des Trostes und der Erhebung nie versiegen, und so sei die heitere Gesichertheit in dem Glauben an jenen endlichen Sieg des Guten der Lohn jedes redlichen, nie ermüdenden Strebens. — „Nie ermüdenden" sage ich, denn es giebt keine Tugend ohne ausharrende Treue.

Anhang.

Anhang.

Momente aus meinem literarischen Leben, nebst Bemerkungen über einen Recensenten und mehrere Druckfehler.

In meiner ganzen literarischen Laufbahn, von dem ersten Auftreten an bis heute, habe ich stets die reinsten inneren Freuden genossen, und bei großer Achtung für ächte Kritik und ächte Kritiker, auch von außen her gar manche edle Stimme der Belehrung und des Beifalls, der Anerkennung und Freundschaft vernommen. Da ich aber, wie es die Pflicht eines Jeden ist, der zu den edeln Deutschen redet, immer genau wußte, was ich wollte und was ich nicht wollte, nie ohne innere Nothwendigkeit schrieb, und entschieden war in Neigung und Abneigung, so konnte es nicht fehlen, daß sich auch einige Stimmen und mehrere Stimmchen erhoben, die sich abhold erklärten, sei es nun gegen einige meiner Schriften oder gegen den Geist überhaupt, der in den meisten derselben lebt. Einige Tadler waren gutmüthig und zeigten Geist; diesen habe ich stets Achtung bewiesen, und gern auch öffentlich gedankt für die Belehrung, die

sie, wenn auch zuweilen mit einiger Unliebenswürdigkeit, boten. Leider aber fanden sich auch andere, welche sich einfältig und unbeholfen benahmen. Ich habe diese stets als eine Ab-Art von Truffaldin's betrachtet, die wider ihren Willen ergötzen. Andere zeigten sich gar roh, ungeschlacht und gemein, und diesen setzte ich nichts entgegen, als achselzukkendes Bedauern, oder auch wohl eine gebührende Garnichtachtung. In früher Jugend, als zwanzig oder einundzwanzigjähriger Jüngling, kostete mich das Schweigen zuweilen einige Ueberwindung; ich schwieg auch keinesweges immer, sondern es konnte mir sogar Vergnügen machen, einige seichte Gegner, im Vorbeigehen an ihr Nichts oder Halbnichts zu erinnern. Allein ich fand sehr bald, daß man dadurch doch einer gewissen inneren Vornehmheit, die mir von jeher als eine der herrlichsten Belohnungen der Bildung erschienen ist, zuwider handle, und schon im Jahre 1803 schrieb ich die bereits oben angeführte einfach gutgemeinte Warnung, man möge doch bei aller Polemik wohl bedenken, wen man vor sich habe, und daß man wohl aus Kieselsteinen, nicht aber aus faulem Holz oder Lehm Funken schlägen könne. Diese Bemerkung wurde einige Zeit nachher auch gedruckt, und ich habe sie nie aus den Augen verloren.

Stets nach heiterer Klarheit strebend, fand ich das Stillschweigen gegen unbeholfene oder auch rohe Anfeindungen bald gar nicht mehr schwer, einige meiner erträglichen Gegner blieben leidlich lustige Personen für mein kleines literarisches Haustheater, und die schlimmen ließ ich gelassen laufen. Ich darf versichern, daß ich von einigen der unanständigsten Anfeindungen nur obenhin gehört, und andere nicht bis zur Hälfte gelesen habe, da ich, dem innern Taktgefühl trauend, gleich aus den ersten Punkten wissen konnte, wes Geistes oder Ungeistes Kind der Mann oder der —

Knabe war. Wohl mag sich hie und da einer rechte Mühe gegeben haben, mich überaus heftig und grob anzugreifen, und ich habe dem armen Mann nicht einmal den Gefallen gethan, ihn bis zum dritten Punkt zu lesen. Ich erinnere mich nicht, vom Jahr 1803 an bis 1818 irgend eine Antikritik gegen ein bestimmtes Individuum gerichtet zu haben, und alle meine Freunde, alle meine Bekannte, ja selbst jeder, der nur eine entfernte Berührung mit mir hat; wird wissen oder ahnden, daß ich mich fast einer gewissen Virtuosität in der heitersten Gelassenheit rühmen darf. Indessen gerade dann, wenn man sich einer solchen bewußt ist, soll man auch das Schweigen unterbrechen können, und so ist es gekommen, daß ich in den letzten Jahren einige kleine Antikritiken und Epigramme dieser Art spendete. Ich glaubte nunmehr für einige Zeit die Sache ruhen lassen zu können, allein es scheint doch ein neues Strafexempel nothwendig zu werden.

Es ist nämlich in Nr. 26 der Hallischen Literaturzeitung 1821 eine Recension meiner Gedichte (Berlin 1820) erschienen, in der sich die Seichtigkeit so hoffärthig geberdet, die blinde Keckheit und der hartgesottene Unverstand so ungenirt sich darlegt, daß es wohl der Mühe werth scheint, darauf hinzudeuten. — Ich muß mich hier selbst unterbrechen durch die Besorgniß, daß alle mir wohlwollende Leser, wenn sie bis hieher gekommen sind, mir sagen werden: Wenn dem so ist, warum thust du einem solchen die Ehre an, von ihm Notiz zu nehmen? Ich erwiedre darauf, daß meine ganze Antwort auch diese Frage beantworten werde. Man wolle deshalb, bitte ich, bis zu Ende lesen.

Rec. fängt mit Klagen über das Zurückschreiten unsrer Literatur an, spricht von den Schlegeln und Tiek mit hergebrachter Flachheit und geht dann in bedeutungslose Wuth

über gegen die sogenannte neuere Schule, spricht von faden überzuckerten Gemüthern, von ekelhaft breiigtem, abgeschmacktem Strudel u. s. w. Er hat dann die eiserne Stirn, mich für den wahrhaften Repräsentanten dieser Schule zu erklären, nimmt aber durch eine neue Grobheit die erste Unwahrheit auf eine Art zurück, die kein Zurücknehmen ist, sondern nur eine Verdoppelung derselben. Damit man ferner auch nicht den leisesten Zweifel übrig behalte, daß er wirklich auch meine ganze geistige Eigenthümlichkeit (ich verstehe das mit Recht als: Gemüth-Charakter) angreifen wolle, so erklärt er geradezu, es sei sein Vorsatz, zu beweisen, daß alle an dem Verfasser gerügten Eigenthümlichkeiten sich richtig auch in diesen Gedichten wiederfinden. Ich könnte schon hier schließen, und die ganze Sache dadurch abmachen, daß ich seine namenlosen völlig grundlosen Schmähungen als solche bezeichnete, allein ich will es mir nicht so leicht machen, sondern ihn genau widerlegen.

Was habe ich jemals mit der Schlegelschen Schule, in soweit man von einer solchen reden kann, zu thun gehabt?

Antwort: Ich habe, wie billig, die Schlegel, Tiek, Novalis und einige ihrer Freunde, nach ihren Kenntnissen und Talenten geachtet; was aber die sogenannte Schule betrifft, so bin ich ihr nicht nur nicht zugethan gewesen, sondern habe mich stets als ihren Gegner gezeigt. — Die meisten Anhänger jener Schule trieben sich um in südlichen Formen, welches mir stets als ein Irrthum erschien; jene bekämpften sich fast immer nur mit Worten, ich gab Werke, und zwar solche, die auch dann noch dauern werden, wenn jene sogenannte Schule und — ihre meistens dürren Gegner längst vergessen sein werden. Ich muß hier von mir selbst sprechen, und in der Selbstvertheidigung ist bekanntlich auch Selbstlob erlaubt; doch werde ich von dieser Erlaubniß nur sehr sparsam Gebrauch machen.

Das erste Werk, welches ich mit meinem Namen dem Publikum übergab, war „Guiskardo,“ geschrieben im Jahre 1799 und 1800, gedruckt 1801. Diesem Buche muß denn doch wohl eine ganz besondere Kraft inne wohnen, denn selbst Merkel (wiewohl, was sich von selbst versteht, mein entschiedenster Gegner) erklärte es in seinen Frauenzimmerbriefen für höchst ausgezeichnet, ein Urtheil, das um deswillen nicht unbedeutend ist, weil er es wider seinen Willen geben mußte, so wie im Gegentheil der wackere Huber es aus freiem Willen thut. Mit jenem Werke erschien zugleich „der Einsame“ und die „Fantastischen Gemälde,“ in welchen jene auch von dem Recensenten gerühmten Sonette stehen. Und nun frage ich: Wie viele sind unter der genannten Schule*), die im achtzehnten oder neunzehnten Lebensjahre also schrieben? Hätte die Schule diese schaffende Kraft besessen, sie wäre eine wirkliche Schule gewesen. Wo ist hier Ueberzuckertheit? — Ist hier nicht ächte Jugendbegeisterung ohne alle Schulfessel? Wer kann hier Eigenkraft und selbst gebahnten Weg verkennen? Wer? — der mit Gewalt sie verkennen will. —

Soll ich nun so fortfahren, von meinen Schriften zu reden? Ich will es von einigen.

Welche Bedeutung die Novelle „der Geist des Friedens im Taschenbuch Luna für 1804 habe, kann der Rec. wenigstens einigermaßen aus der Kritik von Huber (im

---

*) Daß es überhaupt gar keine Schlegelsche Schule im ächten Sinne des Worts gegeben hat, und nicht geben konnte, glaube ich in den Umrissen deutlich gezeigt zu haben. Dort habe ich mich auch erklärt, in wie weit man das Sonett als ein rein deutsches Gedicht betrachten dürfe.

Freimüthigen vom Julius 1803 ersehen*), und aus den jenes Taschenbuch begleitenden „Andeutungen für Freunde der Poesie" wenigstens historisch erfahren, wie unendlich verschieden meine Ansichten waren von denen jener Schule.

Daß die Romane Henrico (1804 und 1805) und Octavio von Burgos (1805) nicht unbedeutend sein können, darüber mögen ihn die entweder sehr günstigen oder völlig wüthenden Kritiken belehren, die über dieselben erschienen, so wie nicht minder die vielen Nachahmungen, die jene Schriften erfahren haben. Allen diesen Werken darf ich aber nun auch selber eines nachrühmen, was damals bei sehr vielen Schriftstellern jenes Quinquenniums verschwunden war: Deutschen Geist und deutsches Gemüth, und eine Reinheit der Gesinnung und Tendenz, wie sie in sehr wenigen Romanen der damaligen Zeit zu finden war. Wer hat jenen unseligen Satz, als könne Schönheit ohne Sittlichkeit bestehen, mit größerer Wärme bekämpft als ich? und bin ich es nicht. der stets aufmerksam machte auf die klägliche Einseitigkeit derer, die eine moralische Tendenz zwar mit Recht für unpoetisch erklären, dafür aber, wohl gar eine unmoralische unterschieben. Wer meine allerfrühsten Schriften kennt, wird wissen, wie schon der Jüngling in einer scheinbar ruhigen Zeit auf die Greuel der Undeutschheit aufmerksam machte, und eine böse Zukunft ahnden ließ. Ich bin nicht bei Spaniern und Portugiesen, nicht bei Franzosen und Italienern in die Schule gegangen, und obwohl gerecht gegen jedes Schöne, was sie bieten, war Deutschland doch meine erste Lehrerin und der Mittelpunkt alles meines Strebens. Von dieser Liebe beseelt, habe ich in je-

*) Luna für 1804 erschien bereits zu Ostern 1803.

nen undeutschen Jahren viel gelitten, weil so wenige sie theilten; aber ich bin nicht müde geworden, und freue mich jetzt doppelt in der Erinnerung über den Genuß besserer Gegenwart.

In diesem Geist hielt ich im Winter 1804 bis 1805 Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit, an die damals fast niemand dachte. Das Werk, welches diese Vorlesungen veranlaßten, erschien bald darauf im Druck, und hat, bei allen seinen Mängeln, höchst bedeutend gewirkt, so daß wir jetzt fast überall einen regeren Sinn für Literarhistorie des Vaterlandes erblicken. Ich verkenne durchaus nicht die großen Mängel in manchen Theilen jenes Werks; aber ich darf mit der höchsten Ueberzeugung sagen (und noch hat niemand dem widersprochen), daß die Geschichte der deutschen Poesie von Opitz an bis Klopstock hier neu entwickelt worden ist, und daß dieses neue das Richtige sei. Manche Mängel im Buche wurden durch Einheit des Geistes und durch die Vollständigkeit der Person, die hier spricht, ersetzt, und so ist es zu erklären, daß dieses Buch so viel Gutes gewirkt hat. Daß ich seitdem als Literarhistoriker nicht geruht habe, beweiset deutlich die Geschichte der schönen Literatur während des achtzehnten Jahrhunderts (1812 und 1813) und die Umrisse, die sich mit der Poesie und Kritik der Deutschen während der letzten Jahrzehnte beschäftigen. Es sind verschiedenartige Stimmen über diese Schriften vernommen worden, aber die Wichtigkeit derselben haben alle Kritiker, denen nicht etwa blinde Wuth die Ansicht trübte, anerkannt, alle die entschiedenste Selbstständigkeit des Geistes in diesen Schriften wahrgenommen. Ich könnte die Urtheile der herrlichsten Männer Deutschlands, die freilich nicht immer augenblicklich diese Ansichten drucken lassen, über diese Werke mittheilen; aber

ich will es nicht, sondern nur eines Einzigen gedenken, eines edlen Todten, des mir unendlich theuren Friedrich Heinrich Jacobi. Dieser Mann, dem ich persönlich fast ganz unbekannt war, und der wohl nicht wußte, wie sehr ich ihn liebte, schrieb zu Anfang Novembers 1814 an einen ehrwürdigen Freund in Berlin:

„Gestern hat mir mein Freund R** aus Franz Horn's Literaturgeschichte und Latona mehrere Stunden vorgelesen, das mich über alle Maaße erfreut hat, z. B. die Urtheile über Wieland und Göthe und vieles andere ist eben so vortrefflich gedacht als ausgedrückt. Das Ganze ist bedeutend und sinnig. Ich wünsche sehr, daß Franz Horn dies bald erfahre und recht sehr herzlich von dem alten Manne, der ihn für immer lieb gewonnen, gegrüßt werde. Sorge Du dafür, daß er es schnell erfahre."

Und in einem zweiten Briefe vom Ende Novembers desselben Jahres:

„Meine Grüße an Franz Horn vergiß ja nicht zu bestellen, doch hast Du sie gewiß längst überbracht. Seitdem habe ich auch seinen Friedrich Wilhelm zur Hälfte mir vorlesen zu lassen angefangen. Ein wackeres, reines Buch, voll tüchtiger Kenntniß."

Also schrieb der tiefsinnige Enthüller der Lehre des Spinosa, der Dichter des Allwill, und er, der dumpfbeschränkte anonyme Scribent, will es wagen, mich den Repräsentanten jener Schule zu nennen, und mit fadem Hochmuth auf meine Thätigkeit als Kritiker hinzuzeigen? Welch ein Gefühl erfaßt mich, wenn ich von der Erinnerung an Jacobi jetzt wieder zu ihm hintreten soll! Doch ich muß ja wohl einmal, und dies ist ja vielleicht für immer entscheidend.

Der Rec. sagt in dem hergebrachten Tone der Current-Kritiker, die nicht wissen, mit wem sie reden, daß ich

seit einiger Zeit die Bibliotheken mit Romanen, Novellen und freundlichen Schriften überschwemme. Ich habe darauf zu erwiedern: Warum übergeht er meine historisch-kritischen Werke? Wenn er meine Biographien des Nero, des Tiber, des Galba, Otho und Vitellius kennte, so würde er sich überzeugen, daß sehr ernste Studien des Suetonius, Tacitus, Dio Cassius und Xiphilin vorangehen mußten, ehe auch nur die Möglichkeit vorhanden war, Schriften dieser Art zu geben. Kennte er sie aber ganz, so würde er, wenn auch nur nothgedrungen, gestehen müssen, daß hier nach einem historischen Geist gestrebt worden, der nie ohne philosophisches Studium sein kann, weshalb ich aber leider mit ihm gar nicht darüber reden mag. —

Aus späteren Jahren sind die Biographien Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten (1814) und seines Sohnes, des ersten Königs in Preußen (1816) und hier bedarf es gar keines Wortes von meiner Seite. Ich darf mich auf die Stimme jedes gebildten Lesers berufen, so wie auf fast sämmtliche erschienene Recensionen dieser Werke, unter denen einer — der mir persönlich gänzlich unbekannt ist — geradezu erklärte, daß fast keine Nation ähnliches habe, so wie der verdienstvolle Dohm in seinen „Denkwürdigkeiten" gleichfalls beiden Büchern ein sehr ehrenvolles Lob (S. 27 und S. 135) ertheilt.

Aber, wie gesagt, der Rec. spricht nur von den Romanen und Novellen, und so will ich denn ihm und allen, die es wissen wollen, mit vollendeter Ruhe und Gelassenheit erklären, daß ich mich mit wahrer bescheidener Herzensfreude erinnere, die Romane „Otto," „Kampf und Sieg," „die Dichter," und „Liebe und Ehe," so wie die Novellen „der ewige Jude," „Mitternacht," „die Retterin" u. a. geschrieben zu haben, Werke, über die ich vielleicht einmal

mich genauer erklären werde; doch nicht ihm gegenüber, dem ich nun einmal, fast möcht' ich sagen „leider" ein weniges zu antworten mich bequemt habe. Ihm selbst mag ich nur sagen, daß er wahrscheinlich seine ganze literarische Existenz hingeben könnte, wenn er dafür auch nur den einen Roman: „Liebe und Ehe" als sein betrachten dürfte. Den Besseren aber, die dieses lesen, erkläre ich hierdurch mit heiterer Bescheidenheit, daß ich alle jene Werke nicht bloß gern der strengsten Kritik biete, sondern daß meine eigene Kritik gegen mich selbst vielleicht die allerstrengste ist. Daß einige dieser Schriften noch nicht genugsam gekannt sind, mag sein, da ich aber Gottlob in mir selbst gesichert bin, so kann ich das äußere Schicksal jener Schriften wohl mit stillem Gemüth abwarten, stets bedenkend, was ja auch oben schon gesagt wurde, daß wir über das Wann der größern Anerkennung uns nicht Sorge machen sollen. Haben mir doch schon die nicht seltenen einzelnen edlen Stimmen von nah und fern, persönlich Bekannten und Nicht-Bekannten, die mir ermunternden Beifall schenkten, schon der Freude so viel gemacht.

Was ich bin, verdanke ich einem treuen, gleichmäßigen Streben, dem steten Aufgebot aller meiner Kräfte, und — ich rede ja jetzt zu den mir theuern Lesern — nicht ohne Blut und Thränen habe ich jene friedliche Klarheit erworben, deren ich mich jetzt erfreue, und die mir bisher noch von jedem, der mich und meine Schriften kennt, zugestanden worden ist. Ich darf Klopstock's furchtbares Wort, was wohl manchem eine Röthe ablockt, „Nächt' ohne Schlaf hattet ihr nie," mit einer ganz besonderen, wehmüthig stolzen Freude vernehmen, denn ich kann solcher Nächte viele, ach! wohl mehrere hundert zeigen — ich habe viel und innig gerungen, und mit Gottes Hülfe Einiges errungen, das

Kraft nnd Dauer hat, und, obwohl ohne Zweifel gar manche Irrthümer in meinen Schriften sich finden mögen; nachgeahmt habe ich nie; und vor Oberflächlichkeit und Leichtsinn hat meine Seele den tiefsten Abscheu.

Ich habe mich nie der freundlichen Milde gerühmt, wie Rec. meint, denn wie könnte man sich jemals einer solchen rühmen? aber im ruhigen Bewußtsein derselben nannte ich eine neuere Sammlung vermischter Schriften (Nürnberg bei Schrag 1817 und 1820), „freundliche," theils um sie so am besten zu bezeichnen, theils um überhaupt zu bekunden, daß die Kritik, welche in diesen beiden Bänden (die überhaupt so reich ausgestattet sind, als ich irgend vermag) einen bedeutenden Raum einnimmt, nur auf heitere Milde sich gründen müsse, indem diese allein wahrhaft gerecht und strenge sein kann. Ueber jenen Titel sind einige wohlfeile Späße aufgebracht worden, ja vielleicht haben einige kleinere literarische clowns, die quecksilberartig durch unsere Tagesblätter hindurchlaufen, traulich zusammengelegt, um ein Bonmot darüber zu machen. Warum sollte man ihnen die Lust nicht gönnen? Auch der Rec. hat nicht ganz übel Lust, über jenen Titel zu scherzen, aber es gelingt nicht Er hat nur Grobheit gegen mich und kann nur diese geben; ohne zu bedenken, daß ja die ächte Freundlichkeit — wie sich ganz von selbst versteht — ihm und seines gleichen unfreundlich sein soll und muß. — — — Da ich aber einmal dieser freundlichen Schriften, die hoffentlich stets gar treffliche Freunde finden werden*), erwähnt habe, so sei hier an alle bessern Recensenten nur

---

*) So wie den, der sich im Journal für Kunst, Literatur rc. August 1820 über den 2ten Theil des Werks aussprach.

die eine Frage gerichtet: Giebt es einen bessern Weg, um den größten Lehrer und Vater aller modernen Poesie, Shakspear, unter uns allen ganz heimisch zu machen, als den, welchen ich eingeschlagen? Ich wünsche eine Antwort, denn es ist mir, wie billig, der höchste Ernst um diesen Dichter aller Dichter; und indem ich zugleich an meine Erklärung des Lear (S. die Erholungen, Sept. 1819.) und des Cäsar (Gesellschafter, Junius 1820.) erinnere, sei mir verstattet, hiedurch den wohlwollenden Lesern zu erzählen, daß ich seit nicht weniger als zwei und zwanzig Jahren an einem ausführlichen Werke, das sich mit der Erläuterung sämmtlicher Shakspearscher Dramen beschäftigt, treufleißig arbeite. Dabei habe ich noch das kleine Vergnügen, hiedurch an den Tag zu bringen, daß ein bedeutender Theil, der vor kurzem in der Hallischen A. L. Z. sehr gelobten Aufsätze im dramaturgischen Wochenblatte niemanden anders zum Verfasser habe als mich. Alle größeren in jenem Wochenblatt befindliche Aufsätze über die Werke Shakspear's, Göthe's, Iffland's, Kotzebue's, so wie über das Lustspiel sind mein, und deshalb späterhin zum Theil in die freundlichen Schriften aufgenommen worden. Alle aufzunehmen verstattete der Raum nicht.

Rec. geht dann zu meinen Gedichten über, gesteht aber zuvörderst, daß er sie nicht ohne peinliche Empfindung in die Hand genommen. Es ist höchst unbeholfen, daß er dies selbst erklärt, denn wer kann ihm, dem vorher Eingenommenen, nun noch ein freies reines Urtheil zutrauen? Dennoch lobe ich ihn wegen jenes Geständnisses, weil er hier offen spricht, und sich bloß im Ausdrucke vergriffen hat. Er wollte sagen, daß er mit übler Laune und feindlichem Geist die Schrift in die Hand genommen. Was konnte da für ihn herauskommen? Wäre ihm die Gabe verliehen,

Gedichte tief zu empfinden, zu durchdenken und anzuschauen, so hätte die Feindseligkeit wohl schwinden müssen; so aber mit dunklem Sinn konnte er nur herumtappen, und weniger als das, denn hier zeigt er sich so, daß ich das Wort nicht auszusprechen brauche. Er läßt höchst unbeholfner Weise mehrere Epigramme und Sprüche abdrucken mit der traurigen Versicherung, er verstehe sie nicht, und hier kann ich in der That nichts weiter thun, als ihn, wie es das reine Sittengesetz befiehlt, herzlich bedauern. Er führt zuvörderst das Eingangsgedicht an:

Alles kann entfliehen,
Alles kann verblühen,
Und in ew'gen Mühen
Selbst das Herz verglühen;
Doch die Liebe ringt sich
Muthig durch und schwingt sich
Auf zu lichten Höhen,
Wo nicht Stürme wehen.
Da sind keine Mühen,
Ew'ges kann nicht fliehen,
Ew'ges nicht verblühen,
Ew'ges nicht verglühen.

Hier will es mit seinem Tadel gar nicht fort, und er zeigt sich so dürftig, daß er nichts weiter zu Stande bringt, als — Cursiv-Schrift in einigen Zeilen, ein Ausrufungszeichen und den Zweifel, zu welcher Abtheilung diese Strophe zu zählen sei. Doch will er es als elegischen Anklang gelten lassen. Er will es wirklich. Er?

Der Spruch, der in einer Zeile die Gerechtigkeit als eine Tugend erklärt, die, als Zeugniß objectiver Wahrheit, gefordert werden kann, und die Billigkeit als ein Zeugniß von dem Vermögen des Beurtheilenden, die Individualität des zu Beurtheilenden zu erkennen und zu be-

ziehen, erklärt er für ein offenbares Nichts. Ihm mag dieser Spruch wohl lästig geworden sein, da er weder gerecht noch billig gegen mich gewesen. Es giebt aber auch noch eine dritte Tugend, welche Milde genannt wird, und diese glaube ich zu zeigen, indem ich nicht nur Notiz von dieser Recension genommen habe, sondern sie sogar beantworte; doch muß ich dieses gerechte Selbstlob billigerweise dadurch mildern, indem ich selbst gestehe, daß mir die Milde diesmal überaus schwer wird, wenn ich bedenke, wie viel Anderes, Heiteres ich während dessen hätte thun können, und welche sonst köstliche Stunden mir dadurch geraubt werden.

Den Unterschied zwischen dem in den Tag hinein und dem in die Nacht hineinleben hat er nicht geahndet, da er dabei höchstens an die alltägliche Redensart dachte, ohne die allegorische Beziehung zu errathen, so wie die einfache Satire auf jene Vornehmheit, die nichts weiter ist als das, und folglich eine gemachte ihm ganz unverständlich geblieben ist. Das Epigramm:

Ob Du gelacht, ob Du geweint,
Am Morgen doch neu die Sonne scheint;

ist gleichfalls für ihn verhallt, worauf ich nichts weiter erwiedern kann, als daß ich ihn in der tiefsten Seele beklage, und meinerseits kaum begreifen mag, wie eine Flachheit so groß sein könne, als die ist, die er hier zeigt. Ist ihm denn der rührende Gegensatz der Freiheit des Innern, wie es sich in Lächeln und Thränen zeigt, zu der ewig entschiedenen Nothwendigkeit der Natur noch niemals in den Sinn gekommen? Hat ihm darüber keine „Nacht ohne Schlaf" Aufschluß gegeben?

Weit lustiger ist sein Nichtverstehen des Epigramms:

Frommes Auge, wie spiegelt in Dir so milde die Welt sich!
Wahrlich, fährst Du so fort, wird sie aus Angst noch wie Du.

Hat er denn noch nie ein frommes, weibliches Auge bemerkt, wie es so milde in die unmilde Welt hineinsieht, und wie selbst verworren rohe Menschen, wenn jenes zauberische Auge lange auf ihnen geruht hat, wirklich besser werden, wenn auch für's erste nur — aus Angst. Welch ein Geschäft, solchem Nichtversteher zu predigen!

Er nimmt sich sodann zu noch platterer Plattheit zusammen, und erklärt folgende Epigramme:

1) Liebe ist das ew'ge Ist:'
War und wird sein, sind im Ist.

2) Was den Blumen der Thau, ist dem Menschen die lindernde Thräne;
Aber die Thräne nur, die sich im Sonnenstrahl wiegt.

und

3) Auswendig kannst Du nie das Schicksal lernen,
Es ist in Dir mit Sonne, Mond und Sternen*).

er erklärt sie — denn ein solches Wort kostet ihm nur . . . Dinte — für wahren Unsinn, der durch Geschraubtheit, die er gelegentlich auch eine witzelnde Geschraubtheit nennt, beschönigt werde. — Da ich mich seit etwa zwanzig Jahren mit der Geschichte der deutschen Poesie und Kritik beschäftige, so wird man mir wohl glauben, daß ich schon manches Zeugniß von großer, ja wahrhaft entsetzlicher Recensen-

*) Er hätte noch ein anderes hinzufügen können, das ihm ohne Zweifel nicht minder mißfällt. Es ist in früher Jugend geschrieben, und lautet:

Nicht nach außen hin strebe, die Welten alle sind in Dir,
In Dir Hesperiens Lenz, in Dir der nordische Frost.

tenbornirtheit und Geisteszähheit gelesen habe, aber eines wie dieses ist mir doch nur sehr selten vorgekommen. Wer so ganz von allem Talent philosophisch zu denken entblößt ist, der würde mich doch nicht verstehen, wenn ich ihm auch ausführlich auseinandersetzen wollte: 1) die Idee des Seins, das, als solches, kein War und Wirdsein kennt, 2) das allein schaffende Vermögen des Ich's, so wie er auch oben leider gezeigt hat, daß er 3) unfähig sei, den Spruch von den Thränen, die sich im Sonnenschein spiegeln, und denen, die im Schatten matt hinfließen, allegorisch zu verstehen. Hatte er denn nicht einen Freund, dem er seine Recension vorher zeigen konnte? und würde nicht jeder, der es redlich mit ihm meint, ihn gebeten haben, sich doch nicht so ganz „eng und hohl" (Worte, vor denen er sich mit Recht scheut) hinzustellen. Wahrlich, hier ist nicht bloß der kritische Polonius, hier ist die Vereinigung des ästhetischen Parolles mit dem ästhetischen Cloten; hier ist jenes Gehirn, von dem Shakspear sagt, es sei trocken, wie Ueberrest von Zwieback nach der Reise.

Endlich besinnt sich Rec., daß er, wenn er es nicht mit sämmtlichen Lesern verderben will, doch nun auch ein wenig loben muß. Er führt Sprüche an, die er kurz und bedeutungsreich, sprichwörtlich kräftig nennt, theilt ein Gedicht mit, dem er wahre ungekünstelte Lyrik zuschreibt, spricht von vielen Sonetten, in denen wahre Poesie wehe, von beständigem hoffnungsvollen, trostreichen Hinblick auf Grab, Jenseits u. s. w., kommt aber doch bald wieder in den alten Poloniuston, indem er es lächerlich findet, daß ich in dem Prolog zu meiner Bearbeitung des Hamlet, Shakspear den unsrigen nenne, worüber ich mich indessen im dramaturgischen Wochenblatt, und späterhin in den freundlichen Schriften befriedigend genug erklärt habe. Es wird niemandem,

mandem, welcher wirklich zu lesen vermag, entgangen sein, daß ich die Meinung hege, man könne allerdings einen edlen Dichter, indem man immer tiefer in ihn eindringt, erobern, und da dies seit Lessing, Herder und Goethe, in Deutschland mit ächtem Ernst und ächter Liebe geschehen ist, so dürfen wir wohl jenen größten Dichter den unsrigen nennen. Ihm selbst aber, dem Rec., bleibe das Recht unbestritten, darüber zu lächeln; denn niemals habe ich ihm erlauben wollen, Shakspear den seinigen zu nennen. Er hat ganz nach der Weise ungeschickter Advocaten, die ihrer eigenen Sache nicht trauen, aus jenem Prolog nur drei Zeilen angeführt, in denen nur angefangen wird, das „er ist unser" zu erklären und die folgenden noch entscheidenderen ausgelassen. Dadurch erreicht er vielleicht, daß einige aus dem kleinen Leserplebs mit ih sein Lachen einstimmen; doch können selbst von diesen wenigen Leuten da unten wohl nur sehr wenige die hier gezeigte Unwissenheit theilen. Es heißt nämlich sogar auch in den drei von ihm ausgezogenen Zeilen, daß die Edlen jenes Volkes Söhne sind von unserm Stamm, *) bei welchen Worten Rec. zwei Ausrufungszeichen hinzusetzt. Was können diese Exclamationen bedeuten? Da ich gar manches liebes Jahr als öffentlicher Lehrer in allen Klassen gewaltet habe, so darf ich versichern, daß fast jeder gute Quartaner, ohne sonderliche Mühe, die Kenntniß an sich gebracht hatte, daß die Britten, bedrängt von den Skoten und Pikten, in der Mitte des fünften Jahrhunderts die Angelsachsen zu Hülfe riefen, welche auch kamen, halfen und — blieben. Dann ward

*) Vergl. die Stelle in Klopstocks Ode „Wingolf", wo es von den Britten heißt:

Sie sind auch deutsches Stamms, Ursöhne
Jener die kühn mit der Woge kamen

auch das spätere Verhältniß derselben zu den Dänen im achten, so wie das zu den im elften Jahrhundert eingewanderten Normannen den lieben Knaben wohl eingeprägt, und es klagte Keiner, daß das sonderlich schwer zu verstehen sei. Sollte nun einem Rec. an der Hallischen A. L. Z. so etwas fremd geblieben sein? Warlich, wenn er zwei Ausrufungszeichen macht, so könnte ich hier wohl hundert machen, doch ich will den Setzer nicht bemühen.

Gegen das Ende bringt Rec. noch einige triviale Späße, die ich auch wohl — anders nennen könnte, gegen ein meinem Herzen theures Gedicht (S. 151); aber es steht ihm wahrhaft possirlich, wenn er das Wort Philosophie mit einem Fragezeichen zu begleiten wagt. Was mein philosophisches Vermögen und Streben betrifft, so hat sich außer andern theuren Männern, F. H. Jacobi stets ganz wohl mit demselben zufrieden gezeigt, wobei ich mich fürs Erste wohl beruhigen und ohne des Rec. Beifall behelfen mag.

Ganz am Ende fängt er wieder an, auf seine Weise zu loben. Er erklärt, er habe mir nie eine ächte poetische Anlage bestritten, und wisse die sehr schätzbaren Seiten an mir zu schätzen. Was soll ich zu diesem Lobe sagen, nachdem so ungeheures ungerechtes Schelten, von dem ich hier nur einen Theil angeführt habe, vorangegangen ist? Soll ich Gleiches mit Gleichem vergelten? ich möchte es gern; aber nach dieser Recension (und weiter kenne ich nichts vom ihm) vermag ich ihm auch nicht die kleinste Ahnung von Poesie zuzusprechen. Sehr schätzbare Seiten? Ich kenne ihn nicht, und lasse alles, was er als Mensch und Bürger ist, wie sich von selbst versteht, völlig unangetastet, obwohl er, der Anonyme, indem er meine ganze geistige Eigenthümlichkeit blind anzugreifen wagte, diese

Rücksicht keinesweges gegen mich beobachtet hat. — Ich habe es bloß mit seiner Recension zu thun, ich habe nicht die entfernteste Muthmaßung, wer sie könnte gemacht haben, ich bin auch nicht im mindesten neugierig, und mag den Namen des Verfassers nicht wissen. Ich spreche hier gegen eine bloße — Feder, die sich an mir versündigt hat. Wenigstens wünschte ich, daß ein bloßer Schreibkiel, sich von selbst bewegend und von Zeit zu Zeit in das Tintenfaß taucheud, die ganze Kritik zu Stande gebracht hätte, und in Wahrheit, es steht fast so aus, als wäre ein solches Wunder geschehen.

Aber auch selbst jenes nothgedrungene Lob, das Rec. mir zukommen läßt, begleitet er mit einer Widerlichkeit, die nur Er und die Wenigen seines Gleichen niederschreiben mögen, weshalb diese Letzteren sie in der Rec. selbst nachlesen wollen, um sich daran zu erlaben. Er wünscht sodann, daß ich mich von der erzwungenen Manier entfesseln und doch endlich auf den Rath so vieler aus allen Gegenden Deutschlands erschallenden Freundesstimmen!! hören möge, welche, um jener sehr schätzbaren Seiten willen, nicht leiden wollen, daß das gesunde Publikum sich von mir wende.

In diesen Worten liegt der Aufschluß, weshalb ich überhaupt der Mühe werth gefunden habe, zu antworten, denn schon in früheren Jahrgängen der A. L. Z. wurde ähnliches vernommen, so wie überhaupt die genannte Zeitung (die sonst bekanntlich viel Schätzbares gebracht hat, und noch bringt) schon manches sehr verkehrte und sehr rohe Wort gegen mich ausgesprochen. Da jede Verkehrtheit den Tod in sich selbst trägt, so achtete ich derselben nicht sonderlich; hier aber ist von einem Faktum die Rede, welches Rec., als sei es längst erwiesen, hinstellt.

Es erschallen also aus allen Gegenden Deutschlands klagende und warnende Freundesstimmen, ich solle meine Anlagen nicht ferner so entsetzlich misbrauchen, in der Irre gehen lassen u. s. w! — Wie seltsam ist es doch, daß ich unter allen meinen Freunden und Freundinnen, ja selbst unter allen Bekannten, mit denen mich Conversation oder Briefwechsel verbindet, auch nicht einen einzigen und nicht eine einzige kenne, die also zu mir geredet hätte. Meine Freunde alle sind Gottlob sehr aufrichtige Männer und Jünglinge, und würden nicht einen Augenblick anstehen, ein solches Urtheil auszusprechen, falls es in ihrem Geiste so läge wie Rec. es meint; aber ihr Urtheil lautet ganz anders, und zwar so, wie es gründliche, Schönheit, Sittlichkeit und Reinheit in der Kunst und im Leben liebende und erkennende Männer und Frauen auszusprechen pflegen. Darum noch einmal die Versicherung: Keine, durchaus gar keine solche Freundesstimme, weder fern noch nah, ist in den letzten zwanzig Jahren zu mir gelangt, die also gesprochen hätte, wie Rec. sie sprechen läßt, und ich erkläre deshalb seinen Ausspruch für einen gänzlichen Irrthum. Lichtscheues Geflügel hat mich oft umschwirrt, und manches verkehrte Wort mir zugeflüstert; aber was meine edlen Freunde und Freundinnen in allen Gegenden Deutschlands von mir und meinen Schriften denken, das weiß ich ganz genau, und nie werde ich den Dank vergessen, den ich ihnen schuldig bin für ihre edle Offenheit. — Ihm selbst, dem Rec. war es vorbehalten, in mir eine erzwungene Manier zu entdecken, ihn allein jammerte ich, und er möchte gern die Versöhnung zwischen dem gesunden Publikum und mir zu Stande bringen. — Mit dem gesunden Publikum! Das was Rec. so nennt, möchte vielleicht nur ein kleines sein, das sich in bequemer Alltäglichkeit mit seinem

Gesundheitsgefühle brüstet und schon um deshalb als fast krank zu betrachten ist, so wie der Wassersüchtige und Schwindsüchtige oft nicht fühlt, wie übel es mit ihm steht. Zwischen dem wahrhaft gesunden Publikum und mir bedarf es Gottlob keines Friedensstiftens, denn ich glaube stets gezeigt zu haben, wie sehr ich es hochachte, und wie viel mir gelegen ist an seinem Beifall.

Ob ich überhaupt streng genug bin gegen mich selbst, darüber mögen alle die es interessirt, „die Dichter" und „Liebe und Ehe" nachlesen. Selbst diejenigen, welche, bei vorwalltendem musikalischen Prinzip, etwa den Styl zu ihrem Hauptaugenmerke machen, werden mir die höchste Sorgsamkeit in der Ausbildung der Sprache zugestehn, und ich hoffe, man soll auch nicht eine einzige Zeile finden, die mit Leichtsinn hingeschrieben wäre. Doch möge jene einseitige Ansicht fern sein, und Inhalt und Sprache, Stoff und Form mögen gleichmäßig streng beurtheilt werden. — Wer so gern lernt wie ich, der darf und kann die Strenge nimmer scheuen. Ob ich ferner meine Schriften zu verbessern weiß, darüber mögen die zwei Bände meiner Novellen und hoffentlich recht bald die zweite Auflage der Literargeschichte des achtzehnten Jahrhunderts Aufschluß geben. Diese wird in einem größern Werk erscheinen, das die Geschichte und Kritik der schönen Literatur der Deutschen, von Luther an bis heute, enthalten soll.

Ich könnte hier schließen, wenigstens bin ich mit diesem, in Beziehung auf mich, unheilbarscheinenden Rec. fertig; doch sei mir noch ein Wort erlaubt an einen andern in der Jenaer Literatur-Zeitung, der daselbst (Dec. 1820) den zweiten Theil meiner freundlichen Schriften (die Recension des ersten Theils ist mir nie zu Gesicht gekommen) kurz angezeigt hat. Ob wohl ich leider auch nicht

sagen kann, daß ich von ihm etwas gelernt habe (ach, wie gern möchte ich das sagen können, und mit welcher Freude sage ich es stets, so oft sich die Gelegenheit bietet!) so erkenne ich doch mit Vergnügen an, daß er im Ganzen einige Theilnahme für mich zeigt. Ich lasse deshalb einige Misverständnisse und Verschiedenheiten, in mancher Ansicht, auf sich selbst beruhen, und erwähne nur, daß er mir den Vorwurf macht, einen Hexameter, mit den Worten „sanfteren Angesicht" geschlossen zu haben. Abgerechnet, daß hiedurch das Sylbenmaaß auf eine nie erhörte Weise verletzt worden wäre, würde unter diesen Umständen auch der Sinn ermangeln. Allein es erscheint dieser Sinn und dieser richtige Hexameterausgang augenblicklich, sobald man jene Worte in „sanftere Ansicht" verwandelt. Wie leicht war hier die Vermuthung eines Druckfehlers, und die Verwandlung in das Rechte; allein Rec. hat mir nun einmal nicht den Gefallen gethan, zu vermuthen und zu verwandeln. Wir armen Schriftsteller, die wir sogar noch für die Versehen eines Setzers büßen müssen, der, durch Berge und Ströme von uns getrennt, sein Geschäft treibt. — Für die Rüge eines wirklich vernachlässigten Pentameters danke ich dem Rec., obwol sie ihm leicht geworden sein muß. Dergleichen **kann** wol der Feder entschlüpfen, **soll** aber nicht.

Ich würde indessen diese ganze Sache als eine Kleinigkeit mit Stillschweigen übergehen, wenn ich nicht bei dieser Gelegenheit ein altes Autoren-Klagelied, das auch von mir schon früher angestimmt worden ist, fortsetzen, und gleichsam die zweite Strophe dazu machen wollte.

In jedes Schriftstellers Leben giebt es vielleicht irgend einen neckenden Kobold, der ihn nicht recht zur Ruhe kommen läßt. Der mir zugehörige Gnome hat sich mit —

Druckfehlern gewaffnet, und liebt, wie das Schicksal, die Wiederholungen im Scherz und Ernst. So hatte ich einst, in der Biographie Friedrichs III. von Brandenburg, ohne Zweifel mit Recht, dem Kaiser Joseph I. ein Recht zugestanden, gegen Max Emanuel von Baiern zu verfahren wie er wirklich verfuhr; allein der Setzer war als entschiedenster Gegner aufgetreten, und hatte das unglückselige Wort an den Tag gebracht, der (bekanntlich sehr geistreiche) Kaiser habe nie Recht gehabt. Ich machte das bekannt, und glaubte nunmehr wenigstens vor der Verwechselung des ein und nie gesichert zu sein, allein die Hoffnung täuschte mich. — In dem zweiten Theil der freundlichen Schriften heißt es (Seite 27) „Nur Gott begünstigt die edle Liebe; nicht die Natur und das Leben. Die Natur als solche hat ein Recht, die schauderhafte Schranke des Raums gelten zu machen" u. s. w.; allein in der Nürnberger Druckerei hatte man gänzlich andere Ansichten als der in meinem „deutschen Abende" also redende Christoph, und die Natur mußte sich, wie Joseph I., gefallen lassen, nie Recht zu haben, bei welchem Gedanken mich doch ein kleiner Schauder ergriff.

Dennoch sollten meine Leiden auch hier nicht endigen. In meiner neuesten Novelle „die Retterin" (Frauentaschenbuch für 1821) habe ich mit wahrer Lust und Liebe einen tüchtigen alten Mann geschildert, der nicht viel von Klagen hält, sondern es weit vernünftiger findet, in seinem Gott vergnügt zu sein. Besonders fatal und leer erscheinen ihm die gewöhnlichen Klagen über Armuth, und er begrüßt sogar die edle Armuth wie einen ernst heitern bildenden Freund. Bei dieser Gelegenheit heißt es (Seite 93) „Ich liebe die Armuth," jene edle meine ich, die längst mit dem

ganzen Geldkapitel fertig geworden ist, und die Stunden dieses kurzen Lebens für viel zu wichtig und erfreulich hält, um an den Reichthum zu denken.

Das läßt sich verantworten und ist sogar löblich, denn in der That sind die Gespräche über Geld, d. h. die Geldkapitel, wie sie gewöhnlich geführt werden, die langweiligsten des ganzen Lebensromans, und nur der höchste Lakonismus kann ihnen einigermaßen aufhelfen. Aber der Setzer macht mit einem einzigen Striche meinen guten besonnenen alten Mann zu einem phantastischen Lobredner der Verschwendung, indem er Geldkapitel in Geld kapital verwandelt, so daß ich nun besorgen muß, es werde nächstens ein Rec. auftreten mit großen Vorwürfen, daß ich dem gefährlichen Leichtsinn eine Schutzschrift gestellt habe. Wie gesagt, es ist das sehr möglich, und wenn einige theilnehmende Leser bei dieser Stelle glauben sollten, es möge sich doch wol eine kleine Bitterkeit eingefunden haben, die mich so etwas für möglich halten lasse, so versichere ich, daß hiebei auch nicht die leiseste Bitterkeit walte, daß ich aber in dieser Hinsicht viel Schlimmeres schon erlebt habe, wovon ich nur ein einziges Beispiel geben will. Hier wird von keinem Misverständnisse durch einen Druckfehler, sondern von etwas ganz Anderem die Rede sein.

In früher Jugendzeit, ganz erfüllt von dem Gedanken der Heiligkeit der Liebe, und voll flammendes Zorns gegen alle gemeine Ansicht derselben, schrieb ich ein Fragment, welches anfing: „Die Liebe des gemeinen Menschen ist, näher betrachtet, nicht mehr als u. s. w" — was nun folgt, ist sehr wahr, aber so entsetzlich wahr, daß ich es jetzt hier wieder mitzutheilen nicht für nöthig halte. Dieses Fragment wurde in der Luna für 1805 (Seite 313) abgedruckt; und — im Jahre 1818 macht jemand eine Geschichte

schichte daraus, worin mit deutlichen Worten zu lesen: daß jene abscheuliche Ansicht meine eigene Ansicht sei, indem er die oben angeführten Eingangs-Worte völlig ignorirt und weglässt. Auf diese Weise kann man, — (keiner meiner Leser wird misverstehen, was ich hier vergleiche) — auf diese Weise kann man sagen, in der Bibel stehe „es ist kein Gott," denn es heißt in derselben: „die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott," und man braucht deshalb nur die sechs ersten Worte wegzulassen, um jenen gräßlichsten aller gräßlichen Sätze herauszubringen. Ich habe damals jene Geschichte, in der vor meinen Schriften gewarnt wurde, mit dem innigsten Mitleiden gelesen und kein Wort darauf erwiedert. Jetzt aber, da ich mich einmal überwunden von dergleichen zu reden, so mag es als eine wahre Merkwürdigkeit hier angeführt werden. Ich selbst brauchte eigentlich nur zu fragen: „Ich also soll die Liebe gelästert haben? ich?" — Und jeder, der auch nur ein paar Blätter von mir gelesen, würde statt meiner antworten.

Es ist ein erhebendes Gefühl, aus diesem Gewühl von Streit, Herz und Blick zu wenden zu Euch, ihr edlen Freunde und Freundinnen, ihr edlen Dichter und Kritiker unserer Zeit. Einige von Euch werden mich vielleicht tadeln, daß ich mehrere Stunden anwandte, um die Antwort zu geben, die ihr — und vielleicht eine viel bessere — im Stillen für mich gegeben haben würdet. Vergesset nicht, daß ich sehr viele Jahre lang auf jeden Angriff geschwiegen und die Rechtfertigung der Zeit überlassen habe; aber glaubt mir auch, was ich Euch als redlicher Mann

versichern darf, daß nicht Eitelkeit, nicht Hochmuth — von diesen Fehlern habe ich mich mit Gottes Hülfe gänzlich frei gemacht, — sondern nur eine entschiedene Ueberzeugung von meiner individuellen Pflicht diese Rechtfertigungsblätter veranlasst hat. Diese Ueberzeugung mußte mir kommen, da ich inne wurde, es werde mir, bei gänzlich mangelnder Eitelkeit, fast zu leicht zu schweigen; und die Menschenliebe, das reine Element jedes ächten Lebens, verlange, daß ich meine Abneigung vor der Polemik, die ich um meinetwillen erheben soll, überwinden müsse. Ihr Freunde wisset, daß bei mir diese Menschenliebe mit der Poesie und dem Leben völlig eins ist, und wenn ich voraus sehen muß, daß flache Lacher hierüber wohl noch einen halbschierigen Spaß auftreiben werden, so kann mich das natürlich nicht irre machen, denn ich sage es ja nicht um mich zu rühmen, sondern wie etwas das sich billig von selbst verstehen soll. Wer, wie ich, durch Leiden ohne Zahl, uud seit beinah dreizehn Jahren durch — nur selten unterbrochene — körperliche Beschwerden geprüft worden ist, der muß wohl in sich selbst still und gelassen geworden sein, und in seiner eigenen Brust gut Bescheid wissen, der will nur Liebe geben und empfangen, und wer so oft wie ich schon jenes Wehen heiliger Luft von jenseit her gefühlt hat, der kann gar nicht mehr eitel sein, ein höherer Gedanke muß ihn leiten bei allem Wichtigen das er beginnt, und wenn er einmal, wie hier, von sich selbst redet, so will er doch nicht sich zuerst, sondern die Idee. Aber schon um jener körperlichen Leiden willen, unter denen mehrere meiner Werke geschrieben wurden, fühle und erkenne ich genau, daß auch die besten unter meinen Schriften nicht ganz ohne Fehler sein können, und ich will ja nichts lieber, als daß man sie mir zeige mit Anstand und Ruhe, ja ich erbiete

mich gern, bei diesem Geschäft fröhlich zu helfen. Darum habe ich dieser Leiden erwähnen müssen, was ich öffentlich noch nie gethan, weshalb ich denn aber auch mit dem tiefsten demüthigsten Danke gegen Gott, hinzusetze, daß demungeachtet eine fast unantastbare klare Ruhe und Heiterkeit in meinem Innern wohnt.

Einst — des bin ich gewiß — werden manche edle Stimmen mir nachreden: So wie er hier gesprochen durfte er reden, denn was er Gutes hatte, betrachtete er nicht als sein Werk, sondern als ein Geschenk des Himmels. Und so sage ich ein herzliches Lebewohl nicht bloß den wohlwollenden Lesern, sondern auch denen, die mir etwa noch abgeneigt sein möchten. Wir alle wollen redlich kämpfen für das Gute und Schöne, nie müde werden, und uns doch selber nie genügen.

Berlin,
am 8. März 1821.

Franz Horn.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, wä
hrend der Jahre 1790 bis 1818

Bd.: [2]

Berlin (1821)

P.o.germ. 651 c-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111547-8